

Fb

3468 w

Handwritten scribbles or faint text in the upper right corner.

Kal

D⁸⁰ 137



Dobritz

Ueber

Theodicee und Menschenglück.

Ein Gespräch.

Altona,

bey Johann Friederich Hammerich.

1794.



Ueber
Theodicee und Menschenglück.

Vorerinnerung.

Der Verfasser dieser Schrift konnte sich der Betrachtung über das angebliche Böse in der Welt, und über die bisherige Lage der Menschheit in Ansehung ihres Erdenglücks, nicht entschlagen; unaufhörlich lagen ihm diese Gegenstände im Sinn, und er mußte sie (fast wider seinen Willen) für sich wenigstens ins Reine bringen, um seine Ruhe wieder herzustellen. Dies ist nun geschehn, nachdem ihm der Aufsatz des Herrn Kant über das Mislingen aller Theodiceen in der Berliner Monatschrift, Septbr. 1791. den letzten Anstoß dazu gegeben hatte. Was kann für den Menschen wichtiger sein, als eine befriedigende Ant-

wort folgender Fragen: Gibt es ein absolut Böses in der Welt? — Woher die grosse Summe von Menschenelend? — Ist die Menschheit einmal unerläßlich bestimmt, darunter zu leiden? — Oder kann sie desselben, wenigstens zum Theil, überhoben sein? — Und auf welchem Wege kann sie dies sein?

Mit der Beantwortung dieser Fragen beschäftigt sich nachstehendes Gespräch zwischen zwei Freunden. Mehrere der darin vorgetragenen Ideen sind an sich und einzeln nicht neu; aber ihre Verbindung und Anwendung ist es wenigstens in so fern, daß das Ganze noch nicht zu der bisherigen Masse der Volkserkenntniß und des Volksglaubens gehört; das muß es aber gleichwohl, wosfern es besser mit der Menschheit werden soll. —

Das Publikum mag über die Wichtigkeit und den Werth dieser Betrachtungen entscheiden. Den Verfasser sollte es freuen, zu der Summe nützlicher Erkenntnisse auch nur Etwas durch dieselben beigetragen zu haben.

A.

Haben Sie den Kantischen Aufsatz über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee gelesen?

B. Ja; gelesen und studirt.

A. Sind Sie auch befriedigt worden?

B. So weit ich ihn verstanden habe, Ja!

A. Und ich, wofern ich ihn überhaupt verstanden habe, Nein!

B. So wird er auf Ihren Beifall wohl nicht sehr rechnen dürfen!

A. Von dieser Seite zwar nicht; aber wohl von einer andern. Denn er hat die Hauptsache unsrer bisherigen Theodiceen in gedrungenr Kürze vor Augen gelegt, und dadurch eine genaue Prüfung derselben erleichtert. Eine solche habe auch ich aufs Neue mit dem angestrengtesten Nachdenken angestellt; und bin nun so glücklich gewesen, auch die letzten Schwierigkeiten zu heben, welche mir bei meinem bisherigen Forschen über einen so wichtigen Gegenstand noch übrig geblieben waren; und dabei bin ich auf
ein

ein Resultat gekommen, daß von dem Kantischen zwar gänzlich verschieden, für die Menschheit aber beruhigend und wohlthätig ist.

B. Sie machen mich höchst neugierig! theilen Sie mir doch Ihre Entdeckungen mit.

A. Eben deswegen bin ich zu Ihnen gekommen, um meine Gedanken Ihrer Prüfung zu unterwerfen, und sie entweder durch Ihre Beistimmung bestätigt, oder durch Ihre Verbesserungen berichtigt zu sehen.

Lassen Sie uns also zunächst den Gang der Kantischen Untersuchung kürzlich verfolgen; und sodann meine eignen Gedanken daneben stellen, um aus der Vergleichung beider zu urtheilen: auf welcher Seite mehr Wahrheit, und, mit ihr, mehr Gewinn für die Menschheit ist.

I.

Herr Kant bemüht sich zu zeigen; daß alle bisherige Theodiceen das nicht leisten, was sie versprechen, nämlich: „die moralische Weisheit in der Weltregierung gegen die Zweifel, die dagegen aus dem, was die Erfahrung an dieser Welt zu erkennen gibt, gemacht werden, zu rechtfertigen;“ — und behauptet alsdann: „daß

„daß dies auch niemals geschehen werde, weil es
„nicht geschehen könne.“

Das Erste gebe ich gern zu; aber in Aufse-
hung des Zweiten behaupte ich das Gegentheil,
nämlich: daß es der menschlichen Vernunft gar
wohl möglich sei, das zu leisten, was Hr. K.
von einer Theodicee fordert. Die nicht ge-
nug belehrte Vernunft hat längst Einwändun-
gen gegen die göttliche Einrichtung und Regie-
rung der Welt (z. B. der Gewitter, der Ber-
ge &c.) gemacht; die besser belehrte hat viele
derselben gründlich gehoben: sollte nun die mensch-
liche Vernunft nicht eines noch höhern, und
zwar eines solchen Grades von Einsicht fähig
sein, welcher im Stande ist, alle Einwürfe
der Unwissenheit befriedigend zu widerlegen? —
Die Beweise, welche das Gegentheil hiervon
darthun sollen, verdienen alle Aufmerksamkeit,
und müssen sehr bündig sein, wenn sie Stich
halten sollen; bündiger, als mir die Kantischen
scheinen. Doch näher zur Sache!

„Theodicee ist, sagt Hr. K., Vertheidigung
„der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen
„die Anklage, welche die Vernunft aus dem
„Zweckwidrigen in der Welt gegen jene er-
„hebt.“ — Gleich bei dieser Bestimmung des
The-

Thema glaube ich einen wesentlichen Mangel zu bemerken. Es müßte nämlich nicht heißen: aus dem Zweckwidrigen in der Welt; sondern: aus dem, was in der Welt Zweckwidrig scheint. Denn jener Ausdruck setzt schon im voraus, und ohne Beweis, fest, daß es in der Welt etwas Zweckwidriges gebe; allein dies ist eine *petitio principii*, welche hier schlechterdings nicht Statt finden darf, weil mit ihr die ganze Untersuchung steht oder fällt.

B. Nun, ich dünkte, diesen Beweis könnte man ihm wohl schenken.

A. Nichts weniger! Soll das Resultat des Hrn. K. fest stehn, so muß er uns zuerst zeigen: worin der Zweck der Welt bestehe? und sodann beweisen: daß es irgend Etwas gebe, welches diesem Zweck entgegen sei. Außerdem ist kein Beweis von der Unmöglichkeit einer befriedigenden Theodicee gültig.

Auch scheint der Verf. zu dieser Forderung einzulassen, indem er fortfährt: „Hiezu muß man

1. „entweder beweisen, daß das, was uns in der Welt zweckwidrig scheint, es nicht sei; oder
2. „daß es nicht als Faktum, sondern als unvermeidliche Folge aus der Natur der Dinge beurtheilt werden müsse; oder

3. „daß es wenigstens nicht als Faktum des
 „höchsten Urhebers aller Dinge, sondern blos
 „der Weltwesen, denen etwas zugerechnet wer-
 „den kann, d. i. der Menschen, angesehen
 „werden müsse.

Allein er statuirt wirklich etwas Zweckwidri-
 ges in der Welt ohne Beweis, indem er gleich
 darauf sagt: „das Zweckwidrige in der Welt
 „scheint dreifacher Art zu seyn, nämlich erstlich
 „das schlechthin Zweckwidrige, was we-
 „der als Zweck, noch als Mittel, von einer
 „Weisheit gebilligt werden kann; z. B. das
 „moralisch Zweckwidrige, d. i. das eigent-
 „liche Böse, die Sünde.“ — Aber sehn Sie
 hier den zweiten nicht minder wesentlichen Man-
 gel der Kantischen Untersuchung! Es wird das
 Dasein eines schlechthin Zweckwidrigen
 angenommen, ohne zu bestimmen, worin das
 selbe bestehe? Zwar heißt es gleich darauf:
 das moralisch Zweckwidrige, das eigentliche Böse,
 die Sünde. Aber diese Ausdrücke werden doch
 nicht in einer philosophischen Erörterung einer
 so wichtigen Sache, wie die vorliegende ist, für
 eine Definition gelten sollen? — Indes kann
 der Leser nicht eher sichern Schrittes weiter gehn,
 bis er ganz bestimmt weiß: was denn das eigent-
 liche

liche Böse ic. sei? *) Was ist denn also der Charakter desselben? Die Ausdrücke: moralisch Zweckwidrig, Sünde, geben darüber wahrlich keine befriedigende Auskunft; denn es wird z. B. bei einem Volk und in einem Jahrhundert etwas für moralisch Zweckwidrig und für Sünde gehalten, was bei einem andern Volk und zu andern Zeiten nicht dafür gehalten wurde; und wovon das Gegentheil vielmals nicht nur erlaubt, sondern oft sogar in der Staatsverfassung und Religion gegründet war. Bei uns ist z. B. die Tödtung eines Menschen, wenn sie nicht als Strafe gesetzlich über ihn verhängt ist,

*) Die Verwechslung der Ausdrücke: böse, Sünde, schädlich, hat auch eine Verwechslung der Begriffe derselben, und dadurch eine schädliche Verwirrung nach sich gezogen. In gegenwärtiger Abhandlung sind die Ausdrücke: böse, und absolut böse, als gleichbedeutend gebraucht: weil man gewöhnlich unter dem ersten eben das versteht, was ich unter dem zweiten, Hr. Kant aber unter dem schlechthin Zweckwidrigen versteht. — Eigentlich sollte böse einen Willen bezeichnen, der die Absicht hat zu schaden: gut, der die Absicht hat zu nützen; gut, von Sachen gebraucht, was nützt oder auch nur nützen kann; schlecht, was nicht nützen, oder auch schaden kann; schädlich, was wirklich Noththat bringt. So wäre alles deutlich.

ist, ein Verbrechen; und bei kultivirten Völkern des Alterthums war es Sitte, daß Menschen, die nicht mehr leben wolten, sich selbst tödteten; daß Väter ihre Kinder, nach blosser Willkür, aussetzten; daß man seinen Gottheiten lebendige Menschen (zuweilen die geliebtesten Glieder seiner Familie) opferte; daß man bei dem Tode eines vornehmen Mannes nicht selten seine Frau, nebst mehreren seiner Sklaven, zugleich mit seiner Leiche verbrante; und noch jezt ist es üblich, daß bei einigen so genannten wilden Völkern die Kinder sodann ihre Eltern tödten, wenn diese vor Alter und Schwachheit nicht mehr fort können. Dies wird sogar als eine Pflicht und ein Liebesdienst angesehen, wozu solche Eltern wohl selbst ihre Kinder auffordern. — Bei uns ist der Genuß des Weins erlaubt; bei den Mahomedanern ist er eine Sünde: bei uns ist die Vielweiberei ein Verbrechen; bei den Türken u. durch ihre Religion erlaubt. — Bei uns ist Stehlen ein Laster; bei den Spartanern war eine gewisse Art des Diebstahls nicht nur erlaubt und üblich: sondern listig stehlen zu können war sogar eine rühmliche Geschicklichkeit. — Bei uns ist allgemeine Menschentiebe die erhabenste Tugend; und andre — ebenfalls christliche Religionspartheien — glauben Gott einen Dienst daran zu thun, wenn sie die

Ketz

Kezer hassen und verfolgen. — So verschiede-
 nen sind also die Begriffe von Sünde! — Oder
 meinen Sie etwa, daß man hier den Begriff der
 protestantischen Christen zum Grunde legen solle?
 auch damit reichen Sie nicht aus. Denn waren
 nicht, nach der christlichen Dogmatik, z. B. Die
 Verkaufung Josephs von seinen Brüdern, und die
 Hinrichtung Christi von den Juden, Sünden?
 nicht strafbare Verbrechen? Und also hätte ja
 Gott beide, nach Hrn. Kant, weder als Zweck
 noch als Mittel billigen können; und gleichwohl
 heißt es von jener in unsrer Bibel: „Ihr ge-
 „dachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott
 „hat es gut gemacht; um eures Lebens willen
 „hat mich Gott vor euch hergesandt.“ —
 Und von dieser: „Christus war aus bedachtem
 „Rath und Vorsehung Gottes (in den Tod)
 „ergeben.“ — Folglich ist der Begriff des schlecht-
 hin Zweckwidrigen durch die Ausdrücke mora-
 lisch zweckwidrig, eigentlich Böse,
 Sünde, weder bestimmt noch erschöpft; und
 das hätte doch geschehen müssen, ehe uns Hr. K.
 weiter führt. Die zweite Art des Zweckwidrigen
 ist ihm das bedingt Zweckwidrige, welches nicht
 als Zweck, aber wohl als Mittel mit der
 Weisheit eines Willens zusammen besteht, z. B.
 das physisch Zweckwidrige, d. i. das Ue-
 bel, der Schmerz.

Aber

Aber, ich bitte Sie, das ist ja ein klarer Widerspruch; oder scheint es Ihnen nicht so? Wenn mir der Schmerz ein antreibendes Mittel wird, eine körperliche Verletzung zu heilen, und wenn er als ein solches von der Weisheit Gottes gebilligt wird; so ist er ja nicht zweckwidrig, sondern zweckmässig, und zwar für mich ein bedingtes Gut, und kein bedingtes Böse! Ich würde ihn nur dann für böse halten dürfen, wenn er jene gute Wirkung nicht hätte. — Ich sage damit nicht, daß der Schmerz angenehm sei; aber es ein Unterschied zwischen angenehm und gut: und bei einer philosophischen Untersuchung kommt es darauf an, die Dinge nach ihrem wahren Gehalt, und nicht nach den Eindrücken darzustellen, welche sie auf unser sinnliches Gefühl machen. Der Schmerz, welcher mich vorsichtig, und sorgsam für meine Gesundheit macht, ist mir ein sehr zuträgliches bedingtes Gut; und ein erlittner Schade, wodurch ich klug, fleissig, gewissenhaft &c. werde, mag mir vielleicht ein Uebel scheinen: aber er ist ein wahrer Gewinn für mich.

Die dritte Art des Zweckwidrigen ist, nach Hrn. K., „das Mißverhältniß der Verbrechen und Strafen in der Welt.“ — Auch hier wird wieder ein solches Mißverhältniß
zwei

zwischen dem Bösen (der Sünde) und dem Uebel (dem Schmerz) als existirend vorausgesetzt, und dann erst gefragt: ob jedem hierin sein Recht geschehe? — Indes will ich hierbei nicht länger verweilen, weil man bei einiger Bekanntschaft mit der Welt ein Misverhältniß zwischen Laster und Schmerz, bei vielen Personen wenigstens, anerkennen muß; ohne dadurch in solche Schwierigkeiten zu gerathen, die nicht anderweitig zur Gemüthe gehoben werden könnten.

So sind also die Feinde beschaffen, welche ihre Angriffe von je her entweder auf die Heiligkeit Gottes, als Schöpfers und Gesetzgebers, — oder auf seine Gütigkeit, als Regierers und Erhalters, — oder auf seine Gerechtigkeit, als Richters, gerichtet haben; und nun werden die Waffen geprüft, womit sich die Theodicee ihnen entgegenstellt; aber sie werden sämtlich zu schwach befunden: vielleicht, weil man ihnen die Stärke nicht zutrauet, die sie wirklich haben; vielleicht auch, weil der Feind sich noch hinter einer Maske verborgen hält, hinter welcher er furchtbarer scheint, als er ist.

„Zur Hebung der Beschwerde, heißt es, gegen die Heiligkeit des göttlichen Willens, „antwortet man entweder: daß die Uebertretung „der reinen Gesetze unsrer Vernunft (die Sünde) „gar

„gar nicht etwas schlechterdings Zweckwidriges
 „(Böses) sei; sondern daß die höchste Weisheit
 „dies nach ganz andern Regeln beurtheile, und
 „es vielleicht grade als das schicklichste Mittel,
 „sowohl für unser besondres Wohl, als das Welt-
 „beste überhaupt erkenne.“ — Hierauf erwiedert
 Hr. K. bloß: „Diese Apologie, in welcher die
 „Verantwortung ärger ist, als die Beschwerde,
 „bedarf keiner Widerlegung; und kann sicher der
 „Verabscheuung jedes Menschen von moralischem
 „Gefühl überlassen werden.“ — Was sagen Sie
 „zu dieser Abfertigung?

B. Ich muß gestehn, daß ich sie nicht
 erwartet hätte; ich halte sie für ganz unzu-
 länglich, und wünschte eben deswegen, daß
 Hr. K. jene Apologie, wenn er konnte, lieber
 durch triftige Gründe entkräftet, als sie so er-
 ächtlich weggeworfen hätte. Denn das ist doch
 ohne Widerrede klar, daß gewisse, nach unsern
 kurrenten Begriffen für Sünde und Böse
 geachtete, Fakta, sehr ersprießliche Wirkungen
 hervorbringen, welche ohne sie nicht erfolgt
 sein würden; dergleichen Fakta scheinen also zur
 Erreichung höherer Zwecke nöthige Mittelstuf-
 fen zu sein. Beispiele hiezu liefert theils die
 Geschichte, wie das so eben von Ihnen an-
 geführte von Joseph und Christo; theils die
 täg-

tägliche Erfahrung, die wir an uns und an andern wahrnehmen können. Viel Thörichtes und Schädliches, was die Menschen begehn, besetzt entweder sie selbst für die Zukunft, indem es sie warnet; oder es wird für andre ein lehrreiches und warnendes Beispiel: es ist also unmöglich, daß jedes für Sünde gehaltne Factum ein schlechthin Zweckwidriges sei.

A. Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen. Lassen Sie uns nun weiter gehn.

„Oder,“ heißt es ferner, „man giebt die Wirklichkeit des moralischen Bösen zu, entschuldiget es aber damit, daß es nicht zu verhindern gewesen, weil es sich auf die Schranken der menschlichen Natur gründe.“ — Und diese Antwort wird auf folgende Art entkräftet: „dadurch würde jenes Böse selbst gerechtfertigt werden: und man müßte, da es nicht als die Schuld der Menschen ihnen zugerechnet werden kann, aufhören, es ein moralisches Böse zu nennen.“

Ganz recht! Aber wird denn durch diese an sich richtige Schlussfolge, die Existenz eines schlechthin Zweckwidrigen, d. i. absolut Bösen, erhärtet? Wir werden doch wohl nicht so argumentiren sollen: weil wir, falls das angeblich moralisch Böse sich auf die Schranken der menschlichen Natur

Natur gründet, dasselbe nun nicht mehr ein moralisch Böses nennen könnten: so gründet es sich nicht auf die Schranken der menschlichen Natur? — Welch eine Beweisart! Hr. K. zeige uns doch nur, worauf sein schlechtthin Zweckwidriges denn beruhe, wenn es nicht auf den Schranken der menschlichen Natur beruht?

Die dritte Antwort, welche zur Rechtfertigung der Heiligkeit Gottes — gegeben und widerlegt wird, läuft mit den zweiten auf Eins hinaus; wir können sie also übergehn.

Nun werden die Gründe zur Vertheidigung der göttlichen Gütigkeit geprüft, und ebenfalls unzulänglich befunden. Der erste ist dieser: „Es wird fälschlich ein Uebergewicht des Uebels über den angenehmen Genuß des Lebens angenommen, wie aus der überwiegenden Liebe zum Leben erhelle.“ — Allein, sagt Hr. K., „man kann die Beantwortung dieser Sophisterei einem jeden gesunden denkenden Menschen selbst überlassen, wenn man ihn nur fragt: ob er wohl — das Spiel des Lebens noch einmal durchzuspielen Lust hätte?“ — Zugegeben, daß alle Antworten auf diese Frage vereineind ausfielen: so folgt daraus noch nicht, daß jener Vertheidigungsgrund widerlegt sei. Denn wenn ich einen Spaziergang gemacht habe, so gehe ich lieber einen andern Weg wieder nach Hause, als

denselben, welchen ich schon gegangen bin; nicht, als wenn er mir mehr Misvergnügen als Vergnügen gemacht hätte: sondern weil ich andre Gegenstände zu sehen und neue Ideen zu meiner Unterhaltung wünsche. Es liegt nämlich in der Natur des menschlichen Geistes die Sehnsucht nach immer andern und neuen Ideen; er strebt also stets neuen Genüssen dieser Art nach, und läßt das, was er schon kennt, lieber zur Seite liegen. Schon hieraus ließe sich die Abneigung der Menschen: Die Rolle ihres Lebens im Ganzen noch einmal zu spielen, erklären. Im Ganzen, sage ich; denn einzelne Theile seines Lebens wünscht gewiß jeder Mensch noch einmal zu wiederholen.

Der zweite und dritte Vertheidigungsgrund können wieder süglich zusammen genommen werden. In dem 2ten wird (abermals ohne Beweis) ein Uebergewicht schmerzhafter Gefühle über die angenehmen behauptet; und in dem 3ten heißt es: „Gott habe uns, um uns zu einer künftigen „überschwenglichen Glückseligkeit zu bilden, in die „mühe: und trübsalvolle Leben gesetzt.“ — Allein erwiedert H. K. hierauf, „daß diese Prüfungs- „zeit durchaus die Bedingung unsrer einst zu ge- „niessenden Freuden sein müsse; und daß es nicht „thunlich gewesen, das Geschöpf mit jeder Epoche „sei

„seines Daseins zufrieden werden zu lassen, —
 „kann zur Abhaunng des Knotens zwar vorgegeben,
 „aber zur Lösung desselben schlechterdings nicht ein-
 „gesehen werden.“ — Mir dünkt aber, dies
 könne gar wohl, und zwar zur völligen Beruhigung
 des denkenden Menschen eingesehen werden. Daß
 diese Prüfungszeit, (lieber Uebungsperiode) für
 den Menschen, als solchen, durchaus die Be-
 dingung einst zu genießender höhern Freuden sein
 müsse, ist ja einleuchtend; denn wie sollte er sonst
 Erkenntniß bekommen, als durch Fleiß und Stre-
 ben darnach? Wie sollte er anders zur Tugend ge-
 langen, als durch Uebung zu und in derselben? —
 Wenn es nun dabei Schmerzen, Kampf entgegen-
 wirkender Kräfte, und Schwierigkeiten mancherlei
 Art gibt: so kann dies alles dem Menschen, so
 lange es ihn trift, zwar nicht angenehm, und
 er in sofern mit dieser Epoche seines Daseins
 nicht zufrieden sein; aber sobald er einsieht, wie
 eben diese Verkettung und Wirkung der Dinge recht
 eigentlich geschieht, seine Kräfte zu wecken, zu
 stärken, zu entwickeln, und ihn zur Tugend zu
 bilden: so kann er alsdann, in einem edlern
 Sinn, und selbst unter Schmerzen, mit dieser
 bewundernswürdigen Einrichtung der Welt zustrie-
 den sein. — Doch wir kommen nachher auf die-
 sen Punkt noch näher zurück.

Zulezt werden die Vertheidigungsgründe der göttlichen Gerechtigkeit in Betrachtung gezogen, welche sämlich von keinem grossen Gewicht sind. Nachdem Hr. K. sie kürzlich widerlegt hat, fügt er hinzu: „Da nun nach der Ordnung der Natur zwischen den innern Bestimmungsgründen unsers Willens (unserm Charakter) und den äussern Ursachen unsers Wohlergehens nach Naturgesetzen, gar kein begreifliches Verhältniß ist; so bleibt die Vermuthung: daß die Uebereinstimmung des Schicksals der Menschen mit einer göttlichen Gerechtigkeit, nach den Begriffen, die wir uns von ihr machen, so wenig dort wie hier zu erwarten sey.“ — Aber das folgt ja nicht. Denn einmal, so ist ja eine Vermuthung kein Beweis, und keine gründliche Widerlegung, und dann, wer bürgt uns dafür, daß unsre jetzigen Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit die richtigen und einzig wahren sind? Gesezt nun, unsre jetzigen Begriffe über diesen Punkt würden künftig dergestalt erweitert und berichtigt, daß wir den Zusammenhang und die Zweckmäßigkeit unsrer Schicksale einsähen: so fiel ja die ganze Schwierigkeit von selbst weg, wenn wir auch an weiter keine Compensation unsrer Erdenleiden denken wolten, die wir doch von einem

einem weisen, gütigen und mächtigen Gott (wie ihn unsre Philosophie und Theologie annimt) sehr zuversichtlich erwarten dürfen, ohne die Art derselben bestimmen zu können.

Soweit die Kantische Prüfung der Gründe aller bisherigen Theodiceen. Sein Schluß daraus ist dieser: „sie leisten das nicht, was sie versprechen, nämlich; die moralische Weisheit in der Welt; regierung gegen die Zweifel, welche dagegen aus dem, was die Erfahrung an dieser Welt zu erkennen giebt, gemacht werden, zu rechtfertigen.“ — Dies kann nicht anders zugegeben werden, als wenn die Voraussetzungen wahr sind, welche Hr. K. in dieser Prüfung zwar aufstellt — aber nicht erwiesen hat.

Aber nun sollen wir auch noch belehrt werden, daß es überall keine befriedigende Theodicee geben könne; und dies auf folgende Art: „Ob dies aber nicht mit der Zeit durch bessere Gründe geschehen könne, (nämlich die göttliche Weisheit zu rechtfertigen) bleibt ungewiß, wenn man nicht mit Gewisheit darthut: daß unsre Vernunft zur Einsicht des Verhältnisses, in welchem eine Welt, wie wir sie durch Erfahrung immer kennen mögen, zu der höchsten Weisheit stehe, schlechterdings unvermögend sey. — Alsdann sind alle fernere Versuche vermeintlicher menschlicher Weisheit,

„heit, die Wege der göttlichen einzusehn, völlig
 „abgewiesen. — Und dies läßt sich gar wohl
 „thun.“

„Wir haben nämlich von einer Kunstweis-
 „heit in der Einrichtung dieser Welt, . . . und
 „auch von einer moralischen Weisheit, die
 „in eine Welt überhaupt durch einen vollkommen
 „Urheber gelegt werden könnte, einen Begriff. Aber
 „von der Einheit in der Zusammenstim-
 „mung jener Kunstweisheit mit der mo-
 „ralischen Weisheit in einer Sinnenwelt, haben
 „wir keinen Begriff, und können auch zu demsel-
 „ben nie zu gelangen hoffen. Denn (nun verdop-
 „peln Sie Ihre Aufmerksamkeit) ein Geschöpf zu
 „seyn, und als Naturwesen blos dem Willen
 „seines Urhebers zu folgen; — dennoch
 „aber, als freihandelndes Wesen, (wel-
 „ches seinen vom äussern Einfluß unabhängigen
 „Willen hat, der dem erstern vielfältig zuwider
 „seyn kann) der Zurechnung fähig zu
 „seyn; — und seine eigne That doch auch zu-
 „gleich als die Wirkung eines höhern We-
 „sens anzusehen: — dies ist eine Vereinbarung
 „von Begriffen, die wir zwar in der Idee einer
 „Welt, als des höchsten Gutes, zusammen denken
 „müssen; die aber nur der einsehen kann, welcher
 „bis zur Kenntniß der übersinnlichen (intelligiblen)
 „Welt

„Welt durchdringt, und die Art einsieht, wie sie
 „der Sinnenwelt zum Grunde liegt: . . . eine
 „Einsicht, dazu kein Sterblicher gelangen kann!“ —

Und somit wären wir denn abgewiesen, und wüßten nun zwar: daß es in der Welt, der wir so innig angehören, allerdings etwas schlechthin Zweckwidriges (absolut Böses) gebe, worunter wir so mannigfaltig leiden; und daß man dringende Beschwerden gegen die göttliche Weisheit, Güte und Gerechtigkeit führen könne: daß wir aber gar keine Hoffnung haben, dieselben jemals gründlich widerlegt und gehoben, und uns also beruhigt zu sehen. — Wahrlich, eine strenge Sentenz, welche die Menschheit in einen gänzlich trostlosen Zustand versetzt. Denn was kann peinlicher und für den denkenden Geist trostloser sein, als, von drückenden Nebeln, belastet, stets nach Beruhigung arbeiten, und immer unter dem Gedanken: daß diese Beruhigung nie zu hoffen sei — erliegen zu müssen.

B. Mich schaudert, wenn ich mir diesen Gedanken lebhaft denke. Aber was haben Sie für einen Ausweg aus diesen dunklern Gegenden der Ideenwelt gefunden?

A. Getrost, mein Freund! das wollen wir bald und mit Ruhe untersuchen; vorher aber muß ich Sie noch auf einen doppelten Umstand bei diesem Resultat des Hrn. Kant aufmerksam machen. Erst-

lich hat ihn offenbar die gleich Anfangs ohne Beweis angenommene Idee von etwas schlechtthin Zweckwidrigen (absolut Bösem), und die damit genau zusammenhängende Vorstellung von Zurechnung und Strafbarkeit — zu dem mittlern seiner drei Hauptsätze geführt: „dennoch aber „als frei handelndes Wesen. . . . der Zurechnung „fähig zu seyn;“ — und dieser Satz kann freilich nicht mit dem vorhergehenden und nachfolgenden in Vereinbarung gedacht werden. Aber zum Glück kann die Zusammenstellung dieser Begriffe auch nicht eher Statt finden, bis das Dasein des positiv Bösen, und was damit zusammenhängt, unumstößlich bewiesen ist; so lange dies aber noch nicht geschehen ist, darf der Proceß nicht als beendet angesehen werden, sondern die Untersuchung kann mit Recht aufs Neue ihren Anfang nehmen.

Das Zweite, was ich noch bemerken muß, ist dieses: Hr. K. fordert hier am Ende seiner Abhandlung von einer Theodicee etwas, was allerdings kein Sterblicher leisten kann, weil Allwissenheit dazu gehört, — was er ihr aber auch eben deswegen zu Anfang erlassen hatte, indem er sagte: „Der Verfasser einer Theodicee muß sich zwar auf Beleuchtung und Tilgung der Einwürfe gegen „die höchste Weisheit einlassen; aber er hat die „höchste Weisheit Gottes aus dem, was die Er- „sah-

„fahung an dieser Welt lehrt, nicht zu beweisen: denn hiezu würde Allwissenheit „erfordert.“

Und jene gemäßigtere Forderungen, denk' ich, kann eine Theodicee nunmehr, ausgerüstet mit den Schätzen der Erkenntniß, welche die Vernunft bisher errungen hat, gar wohl erfüllen. Aber lassen Sie uns zu dem Ende aus den fremden Gefilden, worin ich Sie bisher herum geführt habe, in unser Eigenthum zurück kehren, und hier einen künftigen fern Weg zu unserm Ziele auffuchen.

2.

A. Eine Rechtfertigung der göttlichen Heiligkeit (als Schöpfers und Gesetzgebers) und seiner Gütigkeit (als Erhalters und Regierers) ist für die Menschheit Bedürfnis; sie allein würde uns unsre Leiden, durch die Beruhigung welche sie herbeiführt, zur Hälfte erleichtern; so wie ohne sie — Ungewißheit, Sorge, Mißmuth und Furcht unsre Zufriedenheit mit geschärftem Stachel verwunden.

Und eben diese Theodicee muß, um der Menschheit diesen wichtigen Dienst zu leisten, so einfach sein, daß sie nicht bloß ein Eigenthum der Kunstphilosophen bleibt, sondern daß sie auch das Eigenthum des ganz gemeinen, aber nur denkenden und die Weltumstände beobachtenden

Verstandes werden kann; denn wir haben alle gleiche Ansprüche auf Zufriedenheit, weil wir alle das nämliche Bedürfniß derselben haben.

B. Sie erregen in meinem Herzen den Wunsch, daß es so sein mögte; aber werden Sie diesen Wunsch befriedigen können?

A. Wir wollen sehn. Lassen Sie uns bei unsrer Theodicee nur zwei Sätze voraussetzen, über welche wir gewiß einverstanden sind, und ohne welche überall keine Theodicee statt finden kann, nämlich: 1. Es ist ein Gott, Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge; und 2. Es ist ein Leben nach dem Tode, wozu das gegenwärtige eine Vorbereitung ist. Beide Sätze können für Menschen zwar nie bewiesen, aber doch moralisch gewiß, d. i. höchst wahrscheinlich gemacht werden. Wir wollen sie aber deswegen als gewiß voraussetzen; weil sie zur Begründung der möglichen menschlichen Wohlfahrt so unentbehrlich sind, daß es, falls sie noch in sich nicht so wahrscheinlich wären, es doch der Triumph der Philosophie und Menschenliebe sein würde, sie so wahrscheinlich darzustellen.

Demnächst kommt alles auf die Untersuchung der Frage an: Was ist absolut böse? — Der gewöhnliche Begriff des Bösen ist irrig, und beruht, wie alle andre Irthümer, auf Unwissenheit, welche
in

in dem gegenwärtigen Fall aus einer doppelten Quelle entspringt, nämlich 1. aus unserm sinnlichen Gefühl; und 2. aus einer einseitigen Betrachtung der Dinge. Beispiele mögen dies beweisen. Es ist etwas ganz bekantes, daß man sehr häufig böse nennt, was auf unsre Sinne einen unangenehmen Eindruck macht, z. B. was uns schmerzt, übel schmeckt, was uns erschreckt, ein Uebelbefinden oder eine Krankheit verursacht, u. d. d. dies geht so weit, daß manche sogar sagen: ich habe einen bösen Arm, einen bösen Fuß, wenn sie einen Schaden an diesen Gliedmassen haben. So verleitet ein unrichtiger Ausdruck zu einem unrichtigen Urtheil. — Aber noch allgemeiner und schädlicher ist es, wenn man, in der physischen und moralischen Welt, Dinge aus ihrer Verbindung mit andern heraushebt, sie alsdann isolirt betrachtet, ihre nächsten Wirkungen bloß auf unsern Nutzen oder Schaden zurückführt, und darnach allein ihren Werth oder Unwerth bestimmt. — Daher beschwert man sich z. B. über Gewitter, feuerspeiende Berge, Stürme und Wolkenbrüche, weil diese Naturscenen zuweilen unsre Wohnungen und Felder verwüsten; über giftige Pflanzen und Thiere, weil sie uns, bei unvorsichtigem Gebrauch, zuweilen tödten. Aber wie einseitig, irrig und unbillig! Warum vergessen wir denn den Nutzen

in

in Anschlag zu bringen, den uns Gewitter, feuerspeiende Berge, Stürme u. verschaffen? Warum vergessen wir der heilsamen Arzeneien, die wir aus den giftigen Pflanzen, Thieren und Mineralien ziehn? Warum betrachten wir diese Dinge bloß in Rücksicht unser s Nutzens oder Schadens, und nicht vielmehr in ihrem Zusammenhange mit andern Wesen, und mit Rücksicht auf die Absicht, welche durch sie für das Ganze unsrer Erdenwelt erreicht werden soll?

Eben so unrichtig und einseitig verfährt man gewöhnlich bei Beurtheilung der lasterhaften Gesinnungen und Handlungen der Menschen. Man stellt sie, einzeln und aus ihrem Zusammenhange gerissen, als schändlich, in einem schwarzen Schatten dar; und läßt sich dadurch verleiten, über sie, als absolut böse, abzusprechen. Aber das ist eben so, als wenn man ein meisterhaftes Gemälde dergestalt bedeckte, daß weiter nichts, als ein kleiner Theil des Schattens von der Hauptfigur sichtbar wäre. An diesem Schattentheilchen würde man freilich nichts Bedeutendes erkennen; man würde es leicht für einen ganz schwarzen Flecken halten, und wohl kaum einen Unterschied bemerken, wenn jemand wirklich einen solchen daraus machte. Aber man nehme nur die Decke von dem Bilde weg: so wird

wird der Kenner (wenn auch nicht das stumpfere Auge des Ungeübten) mit Unwillen die Verunstaltung bemerken, welche dasselbe erlitten hat; indem durch den Tintenfleck völlige Finsterniß geworden ist, wo nur Schatten erfordert wurde, der, so dunkel er auch, nach dem Zweck des Gemäldes, nöthig sein mag, doch immer noch eine gewisse Modifikation des Lichts haben muß. — Solcher Schattensflecke (ich meine die physischen Leiden und die lasterhaften Gesinnungen und Handlungen) gibt es in dem grossen Gemälde der Welteinrichtung viele; aber sind sie auch wirklich ganz schwarz? absolut böse? — Wir wollen sehn! Zur Beantwortung dieser Frage wird uns die Feststellung des Begriffs von nützlich und schädlich einen ganz einfachen Weg bahnen. Wir gelangen aber zu diesen Begriffen durch folgende Betrachtung: Alles, was ist, ist in seinen Wirkungen für den Menschen entweder angenehm, oder unangenehm. Ich nehme hier die Wörter angenehm und unangenehm in der allerweitesten Bedeutung, sie mögen nun eine körperliche, geistige, oder vermischte Beziehung auf uns haben. *) Auch wird

*) Angenehm ist für uns die Gesundheit, hinlängliches Auskommen; angenehm die Freundschaft, die Erkenntniß der Wahrheit, &c.

wird nicht bloß auf die nächsten oder hervorstechendsten Wirkungen, sondern auf die ganze Masse derselben gesehen, so viel uns ihrer nur immer erkennbar sind. *) Endlich wird auch bei Würdigung dieser Wirkungen auf die Menschheit im Ganzen, und nicht bloß auf einzelne Individuen derselben Rücksicht genommen. **) Alle diese Bestimmungen sind nöthig, wenn man einen haltbaren Begriff des Nützlichen und Schädlichen haben will. Ist nämlich bei einer Sache das Uebergewicht ihrer Wirkungen für die Menschheit auf Seiten des Unangenehmen (in der eben erklärten Rücksicht) so nennen wir sie nützlich; im Gegentheil aber schädlich. Man muß aber die erwähnten Bestimmungen nie aus dem Auge verlieren, und nie daß bloß sinnlich Angenehme mit dem Nützlichen verwechselfeln, welches viele thun, indem sie das Angenehme darum schon für ein Gut, das Unangenehme aber für

*) Die Anstrengung z. B. welche dem Lehrlinge einer Kunst Anfangs sehr lästig sein mag, hat für den künftigen Mann die erfreulichsten Folgen, wenn sie einst die Quelle seines Wohlstandes wird.

**) Es könnte vielleicht jemand durch Betrug und Diebstahl sich und seiner Familie ein gemächliches Leben verschaffen; aber welches Elend für die Menschheit, wenn dies allgemeine Maxime werden sollte!

für ein Uebel halten; da doch manches Angenehme schädlich, manches Unangenehme aber sehr nützlich sein kann. Es kommt hierbei lediglich auf das Uebergewicht der Wirkungen, wozu auch ihre Dauer gehört, und auf nichts anders an. Die Chinarinde z. B. hat eine doppelte Wirkung; die nächste, daß sie bitter schmeckt, — und die entferntere, daß sie vom Fieber heilt: jederman aber nennt sie eine nützliche Sache, weil die letzte Wirkung die erste ohne Vergleichung überwiegt. — Arsenik aber nennen wir nach den nämlichen Grundsätzen schädlich; denn seine entferntere Wirkung ist der Tod, obwohl die nähere ein süßer Geschmack ist.

Wenn wir nun den Werth eines Dinges für uns ausmachen wollen, so müssen wir denselben nach seinen Wirkungen abmessen; denn einen andern Maßstab giebt es nicht. Wollen wir also die Frage beantworten: was ist schlecht hin zweckwidrig, oder absolut böse? so wird die Antwort leicht seyn, nämlich: dasjenige, dessen Wirkungen alle, und unter allen Umständen, schädlich sind. — Ist Ihnen diese Antwort befriedigend?

B. Vollkommen! denn es ist nicht abzusehn, was man sonst für einen Begriff des absolut Bösen oder schlecht hin Zweckwidrigen geben wolte? Denn wären z. B. nicht alle Wirkungen desselben schädlich,

lich, oder doch nicht zu allen Zeiten, und unter allen Umständen: so bewirkte es ja doch etwas Gutes, und wäre also eben deswegen nicht schlecht: hin zweckwidrig, oder durchaus böse.

A. Ganz recht! Und nun sage ich Ihnen, daß es in der ganzen Welt Gottes, so weit wie sie nur immer kennen mögen, überall gar nichts absolut böses gibt.

B. Eine kühne Behauptung!

A. Eine ganz simple Behauptung, für welche ich einen doppelten unumstößlichen Beweis habe.

B. Und dieser ist?

A. Der erste liegt uns ganz nahe: es ist nämlich nichts, weder in der physischen noch moralischen Welt, dessen Wirkungen alle und immer schädlich wären, und das nicht vielmehr auch unverkennbar nützliche Wirkungen hervorbrächte. Ich bin schuldig und bereit, Ihnen dies an jedem Fall zu zeigen, den Sie mir vorlegen werden; und also wählen Sie.

B. In Ansehung des Physischen kann ich Ihnen grossentheils Recht geben; denn die nützlichen Wirkungen mancher unangenehmen und schmerzhaften Dinge leuchten in die Augen, wie unter andern schon die obigen Beispiele beweisen. Aber schwerlich werden Sie uns überzeugen, daß Stein- und Zahn-

Zahnschmerzen, Feuersbrünste und Wasserfluthen
keine physischen Uebel sind.

U. Ihr Gefühl werde ich hiervon nicht über-
zeugen; aber Ihren Verstand sehr leicht. Uebel
können Sie in der Körperwelt (wie böse in der mor-
ralischen) doch nur dasjenige nennen wollen, des-
sen Wirkungen durchaus und immer schädlich sind;
sind nur einige dieser Wirkungen nützlich: so
ist das Ding, als wirkende Ursach, in so fern
offenbar gut, und also nicht durchaus übel, so
schädlich es übrigens auch immer sein mag.

Stein: und Zahnschmerzen! — Wen schaudert
nicht vor diesen blossen Namen! Aber lassen Sie uns
diesen Schauder nicht abschrecken, den Wirkungen der
Sache selbst weiter nachzudenken, um nach der Wahr-
heit darüber zu urtheilen. Es ist wahr, daß jene
Schmerzen uns fürchterlich quälen; aber es ist eben
so wahr, daß sie uns auch sorgfältiger für unsre Ge-
sundheit machen; daß sie uns mitleidig mit Andre-
r Leiden, — und Andre theilnehmend an den unsrigen
machen; daß sie das Nachdenken zur geschäftigsten
Thätigkeit wecken, so grosse Leiden zu heben, oder we-
nigstens zu mildern: sind diese Wirkungen, welche so-
wohl unser Talent entwickeln, als unsern moralischen
Sinn zu wohlthätiger Dienstfertigkeit gegen unsern
leidenden Mitbruder schärfen, nicht erspriesslich und
gut? Wie kann man also jene Schmerzen schlech-

E

hin

hin das heißt: in jeder Beziehung, Uebel nennen? Wir würden mit der gänzlichen Entfernung aller Schmerzen, (wenn sie möglich wäre) von mehr als einer Seite für unsre moralische Ausbildung verlieren; oder ist es etwas unbekanntes, das grade unter den Menschen, die am wenigsten von Schmerz gelitten haben, gewöhnlich die gefühllossten, untheilnehmendsten, hartherzigsten und unbiegsamsten sind? — Haben solche Menschen daneben noch im Genuß unverdienter Vergnügungen und im Vollen (wie man sagt) gelebt: so geht aus ihnen gemeinhin die Klasse der Taugenichtse hervor, deren Benennung ihren Unwerth hinlänglich bezeichnet.

Und was die Feuersbrünste und Wasserfluthen betrifft, so kann man von ihnen ohngefähr das Nämliche sagen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, (so wahr es ist), daß hier alle Wirkungen nach ewigen, feststehenden Naturgesetzen geschehn; und daß es überwiegend gut ist, daß Gott in seiner Welt keine Abweichung von diesen Naturgesetzen zuläßt; — ich will Sie nur an die Thätigkeit, an die Erfindungen, an die nützlichen Anstalten, an die gegenseitigen Hülfleistungen erinnern, welche als Wirkungen jener Naturscenen allgemein bekant sind. Haben Sie nicht bei solchen Anlässen die menschlichen Tugenden der Dienfertigkeit;

tigkeit und entgegen kommenden Wohlthätigkeit in ihrem schönsten Glanze gesehn? und sind aus den Trümmern verbrannter Städte nicht gemeinlich wieder schönere Städte emporgestiegen? — So gewinnt also die menschliche Kunst und Tugend durch solche Ereignisse, so schrecklich diese auch immer sein mögen. Und so ist es mit allen (unrecht so genannten) Uebeln beschaffen; sie schmerzen und — nützen.

B. Wie gesagt, ich gebe das gern zu, denn der Augenschein überzeugt davon. Aber es fragt sich nur: ob wir nicht ohne die Leiden von Stein- und Zahnschmerzen, ohne Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, zur Weisheit und Tugend gelangen konnten?

A. Mein, mein Freund, wenn wir anders in der Reihe der Wesen das sein solten, was wir sind: Menschen!

Doch diese Betrachtung würde uns jezt von unserm Wege abführen; wir wollen hernach auf sie zurückkommen; jezt lassen Sie uns zu den moralischen Gebrechen übergehn, und zeigen: daß es auch in dieser Region der Dinge nichts absolut Böses gibt, d. i., nichts, dessen Wirkungen alle und immer schädlich wären. Wir haben es hier mit lasterhaften Handlungen und Absichten zu thun; und

C 2

von

von beiden behaupte ich, daß sie weder an sich selbst, noch in ihren Wirkungen durchaus böse sind.

B. Ich wünsche, daß Sie Recht haben mögen; aber ich fürchte, Sie werden Ihre Behauptung nicht unterstützen. Wie wollen Sie z. B. zeigen, daß Betrug, Wollust, Meuchelmord, Heuchelei, Schadenfreude &c. nicht durchaus böse sind? Sind etwa diese Laster nicht an und für sich selbst schändlich? und ihre Wirkungen nicht alle und immer schädlich?

A. Freund, lassen Sie sich durch die blossen Benennungen dieser Handlungen nicht abhalten, den wahren Gehalt derselben näher zu prüfen. Nehmen Sie doch den Betrüger, der sich durch seine Handlung in den Besitz erwünschter Güter versetzt hat; den Wollüstling, welcher die sinnlichen Freuden mit Gesundheit genießt; den Mörder, welcher eine für entehrend geachtete Beleidigung mit Blut abgewaschen hat; den Heuchler, welcher sich den gemächlichen Genuß fetter Prünzden verschafft hat &c.: nimmermehr werden Sie dieselben überzeugen, daß diese Wirkungen ihrer Handlungen für sie schädlich sind; denn sie gelangen ja dadurch zum Genuß von Gütern und Freuden, der ihnen, so lange sie nicht darin gestört werden, angenehm bleibt; und dies dauert bei manchen vielleicht so lange sie leben. — Erin-
nert

nerit Sie nicht das Sprichwort hieran: je ärger Schelm, je besser Glück? — An und für sich sind also diese Handlungen keinesweges absolut böse, weil ihre Wirkungen nicht alle und nicht immer schädlich sind; und da nun dies Nämliche von allen Lastern gezeigt werden kann: so folgt, daß es überhaupt kein Laster, kein Verbrechen gibt, das, so schädlich es auch immer sein mag, an und für sich schlechthin zweckwidrig oder absolut böse sei.

Hier könnte ich also, was diesen Satz betrifft, abbrechen, denn ich habe meinen Beweis geführt; aber ich will Ihnen auch noch zeigen: daß diese für positiv böse gehaltne Handlungen und Absichten manche — gewiß nicht unbeträchtliche und allgemein anerkannte gute Wirkungen hervorbringen; und zwar nicht nur für die Urheber derselben, sondern auch für die übrige menschliche Gesellschaft.

Wenn dem Betrüger, dem Wollüstlinge, dem rachsüchtigen Mörder, dem Heuchler, dem Schandenfrohen, die anderweitigen Folgen seines Thuns (in der zu erduldenden Strafe, schmerzhaften Krankheit, Mangel, Schande, erwachender Schaam, Reue u. eindrucklich genug werden: so empfindet er nur den überwiegenden Nachtheil seiner Handlungen über die genossnen Freuden derselben; seine Vernunft sieht dies mit der größten

Evidenz ein, und er wünscht, nie so gehandelt zu haben. Und so gelangt er nicht nur zu gereinigtem Einsichten und bessern Grundsätzen; sondern der leichtsinnige Betrüger wird auch nicht selten durch solche bittere Erfahrungen ein redlicher Mann, der Wollüstling ein mäßiger, der Rachgierige ein besonnener und versöhnlicher, der Faule ein fleißiger &c. — wovon jeder in seiner Sphäre den ehemals gestifteten Schaden wieder gut zu machen bemüht ist. Dies sehen wir täglich vor Augen; es kann also niemanden fremd sein.

Eben so unleugbar sind die guten Wirkungen der erwähnten Handlungen für die Gesellschaft. Der Betrug von andern, z. B., macht uns vorsichtig und klug; die Folgen ihrer Ausschweifungen warnen uns, und lehren uns auf die Vorschriften der Mäßigkeit achten; die mörderische Rachbegierde veranlaßt uns Beleidigungen zu vermeiden; und der trügerische Heuchler reizt uns nur, seinen scheinischen Sinn; womit er gern Gott und Menschen täuschen mögte, desto schärfer zu beobachten und ihn — zu verabscheuen. Und diese Wirkungen veranlassen wieder allerlei nützliche Vorkehrungen in der menschlichen Gesellschaft; sie treiben uns z. B. an, auf unsrer Hut zu sein, Anstalten zur Sicherheit unsers Vermögens und Lebens zu treffen;

fen; unsre Kinder zu tugendhaften Gesinnungen zu erziehen, ic. Nun ist aber gar keine lasterhafte Handlung, wovon sich nicht, unter manchen Modificationen, ähnliche gute Wirkungen darthun ließen: es gibt also auch überall gar keine absolut böse Handlung in der Welt, indem jede, in irgend einer Beziehung, auch etwas Gutes wirkt.

B. Ihr Eifer führt Sie vielleicht zu weit; wie sollte z. B. nicht Brudermord, Undank —

A. Nehmen Sie, was Sie wollen, das Aergste, was Ihnen in der Geschichte der Menschheit bekannt ist; nehmen Sie muthwillige Unterdrückung der Unschuld, den Despotismus, die Sklaverei; nehmen Sie Hildebränden, wie er übermüthig die Menschheit mit Füßen tritt, die Inquisition: alles dieses ist höchst schädlich und schändlich; aber absolut böse ist es nicht, denn es hat auch Gutes gewirkt, und unter andern, z. B. den Abscheu der Menschen an solchen Handlungen erregt, ihren Sinn für das moralisch Gute geschärft, sie aus einer schädlichen Schlassucht aufgeschreckt, Sie durch den Druck ihrer Leiden zur Prüfung ihrer Kräfte, und Auffindung ihrer Rechte, gereizt, sie mit beiden bekant gemacht, und sie an der Hand der Vernunft, festen Trittes, auf dem Wege der möglichen

Erdenglückseligkeit weiter geleitet, als sie sonst vielleicht gekommen sein würden.

B. Sie überzeugen und rühren mich, durch den Gesichtskreis, den Sie meinem Geistesauge eröffnen. Aber die Quelle aller Verbrechen und alles moralisch Schädlichen, ich meine die lasterhaften Absichten werden Sie doch nicht anders als absolut böse betrachten können!

H. Den Willen also, welcher zu Schaden bereit ist? So dachte ich lange Zeit auch; denn bis auf diesen Punkt war ich schon früher gekommen: aber auch diese letzte Schwierigkeit ist nun gehoben, nachdem ich, veranlaßt durch den Kantischen Aufsatz, aufs Neue eine wiederholte Prüfung dieses Gegenstandes angestellt habe. Und da verwunderte ich mich nicht wenig, wie es nur möglich ist, Dinge nicht zu sehn, die uns so klar vor Augen liegen! Meine Verwunderung hörte indes auf, so bald ich bedachte: daß wir von Jugend auf die Begriffe von den meisten und wichtigsten Dingen nicht anders als durch gefärbte Gläser bekommen, und also die Dinge nicht kennen lernen, wie sie sind, sondern wie wir sie, der Konvenienz gemäß, kennen lernen sollen! Dies ist besonders bei unsern Vorstellungen und Urtheilen über abstrakte Gegenstände der Fall; und wir kommen vielfältig in unserm ganzen Leben

Leben nicht dahin, dieselben gehörig zu berichtigen. Bemerken Sie doch nur, mein Freund, daß die lasterhaften Absichten, oder der angebliche böse Wille, nicht als die erste Quelle der Verbrechen und des moralisch Schädlichen anzusehen sind; sie sind vielmehr selbst als eine Wirkung zu betrachten, und zwar theils unberichtigter Begriffe, theils einer zweckwidrigen oder mangelhaften Zusammensetzung unsrer Begriffe. Der Dieb z. B. hat die beiden Begriffe: ich wünsche Geld zu haben, — und: dazu gelange ich, wenn ichs meinem Nachbar nehme. Diese beiden Begriffe verbindet er zu dem Vorsatz: „ich will also, um Geld zu bekommen, es meinem Nachbar nehmen.“ Aber eine solche Verbindung der Begriffe ist dem höchsten Zweck der Gesellschaft zuwider, als welcher Sicherheit des Eigenthums in sich schließt. — Der Säufer hat folgende zwei Begriffe: ich wünsche mir Freude, — und: diese finde ich im Wein. Nun verbindet er diese Begriffe zu dem Entschluß: „also will ich, um mir Freude zu schaffen, Wein zu trinken so viel ich kann.“ Aber diese Zusammensetzung der Begriffe ist mangelhaft; denn der Säufer vergift dabei den Verlust der Gesundheit und die Verschwendung des Vermögens in Anschlag zu bringen, welche daraus erfolgen. Die irrige Zusammensetzung der Begriffe ist es also,

woraus alles Schädliche für uns entspringt; *)
Die Absichten selbst sind nicht böse. Denn
man will nie Böses, als Böses, oder weil
man

*) Dieses Irrige bei der Zusammensetzung unsrer
Begriffe kann, beim vorsichtigen Gebrauch unsrer
Vernunft, zwar vermindert, aber von der Natur
endlicher und dabei selbstthätiger Wesen, nie gänz-
lich getrennt werden. Denn wir müßten, um das
selbe zu vermeiden, entweder alle nur mögliche Ver-
hältnisse und Beziehungen unsrer Begriffe übers-
sehn, um bei ihrer Zusammensetzung jedesmal die
rechten zu wählen; oder wir müßten in keinem
Fall eher Begriffe mit einander verbinden, bis sie
uns — nebst der Konklusion daraus — von einem
weisen Wesen gleichsam in die Seele gelegt wür-
den. Aber in dem ersten Fall müßten wir eine Art
von Allwissenheit haben; und in dem zweiten wä-
ren wir weiter nichts, als ein mechanisches Kunst-
werk, etwa eine Uhr, oder ein Schriftekasten, in
welche ein Künstler eine beliebige Menge abgesetz-
ter Zeilen als stehenbleibende Schrift hinein-
legt. — In jenem Fall ständen wir über der
Menschheit, in diesem — darunter; als selbst-
denkende und selbsthandelnde Wesen aber steht
wir zwischen diesen Extremen: wir setzen unsre
Begriffe, so gut wir sie jedesmal haben, selbst
zusammen, fassen Entschlüsse, und handeln, und
werden dann aus den Folgen unsrer Handlungen
inne: ob wir bei Zusammensetzung unsrer Bee-
griffe zweckmäßig oder zweckwidrig verfahren
sind,

man es als Böse erkennt; man will es, als etwas das uns Vergnügen macht. Was will, denn z. B. der Faule, der Verschwender, der Wollüstling? Sie wollen sich gütlich thun, sich Freude verschaffen, (und dies ist ja der Grundtrieb aller unsrer Thätigkeit, also an sich gewiß nicht böse); aber sie wählen, aus Irthum, solche Mittel dazu, welche sie eine Zeitlang zwar vergnügen, aber sie hernach in ein desto größeres Labyrinth von Leiden stürzen. — Was will der Verläumder, der Neidische, der Schadenfrohe? Sie wollen sich eines Gefühls, das sie peinigt, entladen, und sich also wohl machen. Eine ungebildete Eigenliebe nämlich, die bei ihnen in eine ungemässigte Eigensucht ausgeartet ist, macht, daß sie bei Erblickung der Vorzüge von andern, deren Besitzer sie lieber allein sein mögten sich gekränkt und zurückgesetzt fühlen; und daß sie, nach ihrem schlecht oder gar nicht belehrten Verstande, die nach ihrer Meinung begünstigten fälschlich als die Un-

sach

sind, d. i. wir werden weiser. — Wir werden daher, bei unserm besten Bestreben, Mängel und Thorheiten, noch mehr aber Laster und Verbreechen, zwar vermindern; aber gänzlich vermeiden werden wir sie nie, denn sie sind von unsrer Natur unzertrennlich.

sach dieses peinlichen Gefühls betrachten. Was Wunder also, daß sie sie hassen und ihnen wehe zu thun suchen, um sich dadurch einigen Ersatz für den empfundenen Verdruß zu verschaffen? Sie verläumdern, neiden und schaden also, nicht, weil sie dies alles für Böse erkennen und als solches wollen; sondern weil sie es als Mittel betrachten einer (von uns für niedrig gehaltenen, von ihnen aber nicht dafür erkanteten) Nachsicht ein Genüge, und also ihrem ungebesserten Gefühl wohl zu thun. — Was will der Heuchler, der Räuber, der Tyrann? Sie wollen sich sämtlich erfreuen; aber sie wählen aus Irthum (indem sie das allgemeine Beste ihrem Privatnutzen unterordnen, statt daß es umgekehrt sein sollte) zur Befriedigung ihrer Leidenschaften solche Mittel, die andre unglücklich machen, und nicht selten zu ihrem eignen Verderben ausschlagen. — Solche Erscheinungen predigen nachdrücklich die Lehre einerseits, daß man die Menschen richtig denken, und über menschliches Thun und Lassen richtig beobachten lehren sollte; — und anderseits: daß man Menschen, denen es an richtigen Begriffen und an einem gebildeten Willen fehlt, eben so wenig eine ausgedehnte willkürliche Wirksamkeit anvertrauen sollte, als man einem Kinde ein Scheermesser überläßt, weil

weil es mit demselben — wie's trift — entweder sich selbst oder Andre tödtlich verletzen kann, ohne daß man das Scheermesser deshalb für ein absolutes Uebel halten müste.

Dies ist mein erster und vorzüglichster Beweis von dem Satz: daß es gar nichts absolut Böses in der Welt gibt, weil nichts ist, das nicht wenigstens einige gute Wirkungen hätte. Haben Sie gegen denselben irgend etwas einzuwenden?

B. Nichts, gar nichts; ob ich gleich sehe, daß er noch ein dunkles Zweifelsgefühl in mir zurückläßt; das ich mir aber erst deutlicher entwickeln muß, ehe ich mich darüber weiter erklären kann.

A. Sehr natürlich. Dieser Satz ist noch nicht genug mit Ihren übrigen Ideen verflochten, noch nicht genug mit Ihrem Gedankensystem vertraut; aber lassen Sie ihn nur erst bei sich einheimisch werden, so wird er von Tage zu Tage wohlthätiger für Sie sein. Denn ich versichre Sie, daß ich nur erst von dem Augenblick an meinen Schöpfer und Wohlthäter mit ganzer Seele lieben gelernt habe, da meinem Geist der — Gottes würdige — Gedanke einleuchtete: daß in seiner Welt gar nichts Böses, sondern alles, zu seinem Zweck, gut sei.

Eine

Eine solche Liebe Gottes, frei von aller Furcht, hatte ich vorher nie empfunden; und eine so beglückende Zufriedenheit über die göttliche Weltregierung hatte ich nie gefühlt, als jene Ueberzeugung seitdem in meinem Herzen verbreitet hat.

Jetzt hören Sie den zweiten Beweis meiner Behauptung, welcher ganz kurz und nur von hypothetischem Werth ist. Er ist aus dem Begriff von einem allweisen, allgütigen und allmächtigen Welterschöpfer hergenommen, und besteht darin: daß es ein wirklicher Widerspruch ist, daß Dasein eines solchen Gottes anzunehmen, und doch in der von ihm erschaffnen und regierten Welt etwas absolut Böses zu behaupten. — Wie sollte denn irgend etwas Böses, daß dem Zweck Gottes schlecht, hin zuwider wäre, in diese Welt hineingekommen sein? Sollte Gott es etwa nicht erkannt haben? Das widerspricht ja seiner Allwissenheit und Weisheit. Oder sollte er es wohl erkant, aber doch nicht verhindert haben? So müste er dies entweder nicht gekont, oder nicht gewolt haben; das Eine widerspricht aber seiner Güte, so wie das Andre seiner Macht: auf allen Seiten führt also die Behauptung des absolut Bösen auf einen klaren Widerspruch in Ansehung Gottes; sie ist also durchaus unger

ungereimt. *) Und sie erscheint desto ungereimer, je weiter man darüber nachdenkt. Die Welt oder Schöpfung Gottes macht ein Ganzes aus; alle ihre Theile haben ein so bewundernswürdiges Verhältnis gegen einander, daß sie dadurch unverkennbar eine Beziehung auf ein Ganzes bekommen. Dies ist ihr allgemeiner Charakter, wodurch sie in einer harmonischen Verbindung mit einander stehn. —

Dieser allgemeinen Zweckmäßigkeit nun wäre das absolut Böse gänzlich zuwider. Es läge ganz außer der übrigen Schöpfung; es wäre ganz isolirt und heterogener Natur, indem es, als schlecht hin zweckwidrig, gar nirgends eingriffe: es hätte also gar kein Verhältnis, gar keine Verbindung mit derselben. Es wäre da; und man wüßte nicht, woher? Es wäre da; und man wüßte nicht, wozu? Es wirkte; und man wüßte nicht, wo seine Wirkungen eintreten sollten? Denn sie wären ja sämtlich dem Zweck des Daseins der Welt:

*) Aus diesem Grunde also ist es begreiflich, warum alle die Theodiceen, welche etwas absolut Böses in der Welt annehmen, nothwendig misslingen müssen; denn sie mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, so verwickeln sie sich allemal in Schwierigkeiten und Widersprüche, woraus es keinen Ausweg gibt.

Weltwesen zuwider, und würden also wahre Realitäten in der Welt eines allweisen, allgütigen und allmächtigen Gottes vernichten. — Ist es nicht ungereimt, so etwas zu denken?

B. Aber vielleicht ließ Gott das Böse nur zu, etwa, um unsre Freiheit nicht ein zu schränken, oder um andrer höherer Zwecke willen?

A. Bedenken Sie denn nicht, Freund, daß das nur theologische Redensarten sind, die, wenn Sie sie prüfen, im Grunde — von Gott gebraucht — gar keinen Sinn haben? Was heißt denn: etwas zulassen? Von Menschen gebraucht, heißt es: etwas geschehen lassen, das wir entweder nicht hindern können, oder auch nicht hindern wollen, weil wir nicht gewiß wissen, ob der Erfolg unsern Wünschen entsprechen wird, oder nicht? Kann aber einer dieser beiden Fälle bei Gott Statt finden? Nimmermehr. Von Gott gebraucht muß also der Ausdruck: etwas zulassen, (wenn er anders einen Sinn haben soll) so viel heißen, als: Gott läßt dies oder jenes geschehen, weil er auf das deutlichste erkennt, daß es zu seinen Absichten dient, und also dieselben befördern wird. — Was diesen Absichten entgegen sein würde, das kommt gewiß nie zur Existenz; denn der Allmächtige und Allweise kann mit sich selbst nicht im Widerspruch sein. Alles also,

also, was nur jemals zur Existenz kommt oder gekommen ist, das ist von Gott als zweckmässig in der Reihe der Dinge erkant, und von ihm mit Wahl und Absicht ins Dasein gerufen worden; es ist also nicht böse, sondern in seiner Verbindung mit den übrigen Wesen gut, so unangenehm, schmerzhaft und schädlich es uns auch immer, während einer gewissen Periode unsers Seins, erscheinen mag!

Was besonders die Gesinnungen und Handlungen der Menschen betrifft, (denn auf diese schränkt sich doch zuletzt die Hauptbeschwerde wegen des Bösen in der Welt ein) so dürfte nach dem, was bereits darüber gesagt ist, folgende Vorstellung davon vielleicht eben so anschaulich als passend sein. Jede menschliche Handlung hat ihre Folgen; einige mehr nützliche, andre mehr schädliche: aber keine durchaus schädliche. Die Summe dieser Folgen (welche nebst der Absicht und der Ausführung selbst das Ganze der Handlung ausmachen), gibt einen Maassstab für die Würdigung der Handlung, und zeigt uns ein Mittel, sie, in Gedanken wenigstens, nach demselben zu classificiren. Stellen Sie sich nun eine unendlich hohe Stufenleiter vor, worauf sie nach Maassgabe ihres Werthes geordnet werden solten: so würde die schlechteste von allen auf der untersten Stufe zu stehen

D

kom?

Kommen, wenn ihr Nutzen zu ihrem Schaden sich auch nur verhielte wie 1 zu 10,000. Auf diese folgte die weniger schlechte, und so immer fort die bessere, bis endlich die allerbeste die oberste Stelle einnahm. — Es dürfte schwer sein, daß wir uns über einzelne Handlungen vereinigten, welche des untersten und obersten Platzes in der grossen Reihe menschlicher Thaten werth wären; aber (und das ist hier ziemlich einerlei) ein Aggregat solcher Handlungen dürften wir für beide Fälle in der Geschichte leicht auffinden. Jesus, und, 1000 Jahre nachher, sein anmaßlicher Statthalter Hildebrand, geben uns die Data dazu; wenigstens weiß ich in der ganzen Geschichte der Menschheit auf der einen Seite nichts Erhabners und Gemeinnützigers, als das Thun des einen, und auf der andern nichts Schädlichers als das Beginnen des andern. Nie kannte einer die Menschheit, ihre Bedürfnisse, die Kräfte ihrer Vernunft, und den Weg zur Glückseligkeit aller, so, wie Jesus; und nie war einer mit so ganz reinem Willen bemüht, sie, unter Leitung der Vernunft, auf diesen Weg zu führen, wie er. Er, der Erhabne, opferte, wissentlich und freiwillig, mit göttlichem Sinn, diesem Zweck — alles auf, was er hatte. Er ist und bleibt der Erste in der Reihe menschlicher Wesen. — Wie so ganz anders der Mann, der sich für seinen Stell-

ver:

vertreter ausgab, sich in dieser Qualität zu einem Gott erhob, und mit nichts Geringerem umging, als die ganze Menschheit seinem Stolz, seinem Uebermuth, seiner Habsucht zum Opfer zu bringen! welcher arglistig der Menschheit den Gebrauch ihrer Vernunft entriß, ihre Güter nach Gelüsten verschwelgte, und sie, wenn es ihm gefiel, vom Kaiser bis zum Bettler verächtlich in den Staub trat! doch, Sie wissen ja seine Geschichte, und, daß niemand die Menschen so gemißhandelt, niemand sie so an Leib und Seel gelähmt hat, als dieser arglistige Mann nebst seinen Verbündeten. Seine Thaten stehn also, als die schädlichsten unter allem menschlichen Beginnen, auch auf der untersten Stufe und unter allen am tiefsten; und zwischen ihm und der vollendeten Weisheit und Tugend Jesu stehn die übrigen Handlungen der Menschen auf den Zwischenstufen, höher oder tiefer, je nachdem sie sich an Werth der einen oder dem andern mehr nähern.

B. Sie haben mich nun zwar überzeugt, daß es nichts Böses in der Welt gibt; aber Sie haben mich nicht getröstet wegen der unzähligen Leiden, worunter die Menschheit seufzt; und die Frage dringt sich mir von Neuem auf: Konten wir denn nicht als Menschen weise und tugendhaft, und dadurch glücklich werden, ohne durch so mannigfalti-

ges und vieles Elend gequält zu werden? — Konten wir z. B., unsre Städte nicht bewohnen, ohne sie durch Erdbeben oder Kriegsturm zertrümmert zu sehn? Konten wir unsre Erndten nicht bei ruhigem Fleiß verzehren, ohne daß sie durch dürre oder Hagel und Wolkenbrüche verwüestet wurden? Konten wir nicht arbeitsam sein, ohne in Mangel und Dürstigkeit zu verschmachten? nicht redlich, ohne Kerker und Banden? nicht klug in Geschäften, ohne Betrogen zu werden? nicht mitleidig und wohlthätig, ohne schauerhafte Jammerseenen? — Oder konten wir, wenn es ja Leiden und Schmerzen geben mußte, nicht bei einem erträglichen Maasse derselben weise und glücklich werden?

A. Sie haben zwei Fragen gethan; die erste: ob wir nicht ohne Leiden und Schmerzen weise und tugendhaft werden konten? beantworte ich mit Nein; — die andre aber: ob wir es nicht bei einem geringern Grade derselben werden könnten? mit Ja! und gründe meine Antwort auf die Natur des Menschen und auf die Erfahrung: beide werden sie mit einem Munde beflätigen.

Werfen Sie einmal einen forschenden Blick auf die Natur des Menschen, und betrachten Sie seine Anlagen, und den Gang seiner Ausbildung. Er ist bei seinem Eintritt in die Welt noch nichts; hat aber die Anlage alles zu werden. Er
fühlt

nicht jetzt sogar seine Existenz noch nicht, — und ist künftig fähig durch Weisheit und Tugend ein Bild der Gottheit, und durch beide glücklich zu sein. Dies muß also letzter Zweck der Menschheit sein; oder es gibt gar keinen: und zu diesem Zweck müssen die Fähigkeiten des Menschen ausgebildet werden. Nun ist die allgemeine Grundlage derselben: empfindendes vernünftiges Wesen; und aus dieser Grundlage läßt sich, durch gehörige Behandlung, eine unbestimmbar große Summe von Weisheit und Tugend *) entwickeln, welche das Wohl, sowohl der Individuen als der

D 3

ganzen

*) Weisheit und Tugend! — Was ist Weisheit? Richtige Begriffe zur Beförderung des gemeinen Besten; oder, wenn man lieber will: richtige Vorstellungen und Vorsätze zur Beförderung sowohl des allgemeinen, als auch des besondern Besten, sofern letzteres dem erstern untergeordnet ist. Und Tugend? ist absichtliche Ausübung der Weisheit. Beide stehn in einem wesentlichen Bunde mit einander, und die eine ist der Abdruck der andern. Beide kann sich der Mensch erwerben; aber beide muß er sich auch erwerben, wenn er sie haben will, weil man sie nicht schenken kann, wie man ein Nittergut schenkt. Die eine ist ein Resultat von richtig geordneten Vorbegriffen, und die andre von ernstlichen Vorübungen; fehlen uns jene Vorbegriffe und diese Vorübungen: so kann uns

ganzen Gattung austrachen. Aber wie werden nun die schlummernden Fähigkeiten des Menschen geweckt? und wie werden sie entwickelt?

Der Schöpfer bediente sich hierzu der aller- einfachsten Mittel. Er legte in die Natur des Menschen, als eines empfindenden Wesens, einen einzigen unauslöschlichen Grundtrieb, der uns von der Geburt bis zum Grabe begleitet, nämlich den Trieb nach angenehmen Empfindungen. Dieser Trieb, welcher mit der Selbstliebe in Eins zusammenfließt, hat wesentlich die Scheu vor unangenehmen Gefühlen zur Seite, und äußert sich daher auf eine doppelte Art: entweder als Neigung zur Thätigkeit, oder zur Ruhe; je nachdem uns die eine oder die andre angenehm ist. Manchen ist der Mensch mehr von der einen, manchen mehr von der andern Seite aufgefallen; jene sagen daher: der Mensch sei von Natur thätig; diese: er sei träge. — Aber beide haben nur zur Hälfte recht; denn der Mensch in seiner natürlichen Freiheit läßt sich bei seiner Thätigkeit und Ruhe bloß durch das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen bestimmen: er ruht müßig, so lang ihm die Ruhe wohl:

uns selbst die Gottheit die Schätze der Weisheit und Tugend nicht mittheilen, weil wir ihrer schlechterdings unempfänglich sind.

wohltut; und er schickt sich zu irgend einer Art von Thätigkeit an, sobald er der Ruhe satt ist.

Und nun geht das Spiel des menschlichen Strebens und Wirkens an, welches unser Leben hindurch dauert, und nicht eher aufhört, als bis uns der Odem verläßt.

Das erste Gefühl des neugebohrnen Säuglings ist — Schmerz *), und seine erste Stimme — eine Klage! Seine Pflegerin besorgt ihn, daß sein Schmerz aufhört; und nun ist er ruhig, denn das bloße Aufhören des Schmerzes ist ihm für jetzt genug. In diesem behaglichen Zustande würde er ewig verharren, wenn es ihm immer wohl darin bliebe. Aber, da ihm die Stelle, worauf er liegt, mit der Zeit schmerzt, sein Magen den Reiz des Hungers fühlt: so reizt dieser neue Schmerz auch seinen Trieb nach angenehmen Empfindungen zu neuem Streben; und er kündigt durch abermaliges Weinen sein wiederkehrendes Bedürfnis an. Also Schmerz, und dadurch bewirkte Thätigkeit'säußerung.

Indeß ist das Empfindungsvermögen bei dem Säugling noch sehr beschränkt; seine Bedürfnisse und deren Aeufferungen sind daher wenige, und die

D 4

Befrie:

*) Vielleicht nicht allein Schmerz, sondern zugleich auch notwendige mechanische Bewegung zur Ausbildung der innern Theile.

Befriedigung derselben einfach und leicht; Nahrung, bequeme Lage und Schlaf, das ist alles.

Sobald sich aber die Kräfte des Kindes vermehren, wird auch in eben dem Maaß sein Empfindungs- und Thätigkeitskreis erweitert; und es müssen sich, falls er seiner Bestimmung entgegen gehen soll, auch andre, d. i. mehr und stärkere Reize und Bedürfnisse finden, die dem nunmehrigen Maaß seiner Kräfte entsprechen. Und so finden Sie es in der Erfahrung. Der Grundtrieb des Menschen setzt auch hier die Thätigkeit des an Kräften zunehmenden Kindes nach den nämlichen Regeln in Bewegung; nur zeigt sich dieselbe noch in einer doppelten merkwürdigen Modification, die bei dem zarten Säugling noch nicht sichtbar war. Jener verlangte, daß seine Schmerzgefühle entfernt, und durch angenehme ersetzt würden; das verlangt nun dieser zwar auch: aber er ist damit allein nicht mehr zufrieden; sondern er will auch, daß diese angenehmen Empfindungen andrer Art oder abwechselnd sein sollen! Dies ist die erste jener beiden Modificationen. Noch merkwürdiger ist die Zweite, welche in der nunmehr erwachenden Neigung zur Selbstthätigkeit besteht. Sobald nämlich das Kind anfängt sich seiner in seinen zunehmenden Kräften bewusst zu werden, so entwickelt sich auch aus seiner Selbstliebe

die

die Neigung zur Selbstthätigkeit: denn es dünkt sich etwas zu seyn, (ein angenehmes Gefühl für dasselbe) indem es mit seinen Kräften etwas wirkt! Die Nichtbefriedigung dieser Neigung wird für das Kind neuer Schmerz, und also zugleich neuer Reiz zu neuer, angestrengterer Strebbarkeit. — Bewundernswürdige Einrichtung der menschlichen Natur, welche in der Folge unter den gehörigen Umständen und zweckmäßigen Richtung die größten Wirkungen, die edelsten Handlungen, und die großmüthigsten Aufopferungen hervorbringt!

Lassen Sie uns der fortschreitenden Ausbildung des Menschen noch einige Augenblicke zuschauen. Der Säugling geißt in einiger Zeit so weit, daß er des tagelangen Schlags nicht mehr bedarf. Dieser wird ihm also zuwider, und er kündigt sein Mißbehagen abermals durch seinen einzigen Ausdruck — durch Weinen — an. Seine Mutter, kundig dieser Sprache, nimt ihn auf ihren pflegenden Arm; und sogleich ist er ruhig, denn er befindet sich hier in einer andern Lage, worin es ihm vor der Hand wohl ist. Aber er kann auch schon Gegenstände durch sein Gesicht beachten; und also will er auch etwas sehn. Der blanke Löffel, welcher vor ihm liegt, macht einen bestimmten und angenehmen Eindruck auf sein Auge, als der

allgemeine Anblick der Gegenstände um ihn her; er will ihn also haben. Doch kaum hat er ihn eine kurze Zeit angesehen, so läßt er ihn fallen, weil er seiner satt ist. Ein andrer Gegenstand, das Hund Schlüssel, ist ihm jetzt angenehmer, weil es nicht nur seinem Auge, sondern, durch sein Geklingel, auch seinem Ohre wohlthut. Aber auch der Schlüssel ist er jetzt müde, und er möchte gern das grosse Messer dort haben; und die Nicht-erfüllung dieses Verlangens thut ihm dergestalt weh, daß er empfindlich an zu schreien fängt. — Indes muß er sich, nothgedrungen, endlich doch beruhigen; und so wird hier schon durch dieses Schmerzgefühl der Grund zur künftigen Selbstüberwindung in die Seele des Kindes gelegt.

Sehn Sie den muntern Knaben dort! Er ist die Fröhlichkeit selbst, und ruht jetzt von einem Spiel aus, indem er mit dem besten Appetit ein Butterbrod verzehrt. Jetzt hat er ausgeruht, und er fängt allmählig an das Unbehagliche der langen weite zu fühlen. Um dasselbe zu vertreiben ergreift er die Peitsche und den Kränzel, und dieses Spiel scheint ihn wenigstens auf einen ganzen Tag glücklich zu machen. Doch in weniger als einer
 Bier:

Vierteelftunde ist er es überdrüssig, denn er hat es heut schon einmal gespielt. Der Reifen, die Kugel, der Ball, alles kommt nach der Reihe dran, und alles wird ihm gleichgültig. Endlich kommt ihm in der Fülle seines Muths der Einfall, sich mit einem seiner Gespielen zu messen, und seine Kräfte gegen einen Größern zu versuchen. Sie ringen; aus dem Scherz wird Ernst: und der Anfänger trägt, als der Schwächere, derbe Schläge davon. Diese schmerzhafteste Erfahrung kränkt ihn zwar empfindlich; aber sie macht ihn für die Zukunft auch behutsam, und erinnert ihn, erst seine Kräfte zu prüfen, ehe er sich in ein Unternehmen einläßt. — Hier wird also der Schmerz *) schon Mittel, die vernünftige Ueberlegung zu wecken.

Das Peinliche also, was aus dem Ueberdruß einer Sache und aus der Leerheit der Langenweile entsteht, reizt dort das Kind zu einer Thätigkeit, wodurch seine Sinnen geübt und gebildet werden, und ohne welche es nicht richtig sehen, hören, durch die Sinne erkennen, unterscheiden, u. lernen würde;

*) Unter Schmerz wird hier jede Empfindung verstanden, die uns unangenehm ist, sie mag nun sinnlich oder von andrer Art sein, z. B. das Lässige der langen Weile, das Kränkende des Spottes, der Beschämung u.

würde; und hier reizt eben dies peinliche Gefühl den Knaben zu Unternehmungen, welche seinen Gliedern Gewandtheit und Fertigkeit, so wie seinem Körper Stärke und Festigkeit verschaffen: und beide machen dabei schmerzhaftige Erfahrungen, ohne welche die Seele nie zum Aufmerken, Prüfen, Ueberlegen, zur Klugheit, Behutsamkeit, Selbstbeherrschung u. veranlaßt werden würde. — Ich überlasse es Ihnen, diese Betrachtungen nach Belieben fortzusetzen und sie mit ähnlichen Beispielen zu vermehren.

Aber sehen Sie nun, daß der Knabe, oder wenn Sie lieber wollen, der Mann, in weiter keine Verlegenheit gerieth, und daß er die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens mit ziemlicher Leichtigkeit haben könnte: was würde er dann thun? Wird er seine Talente bearbeiten? Wird er seinem Verstande Weisheit, und seinem Herzen Tugend zu verschaffen bemüht sein? — Keineswegs! Er hat ja keinen Anlaß zu dem allen. Er wird essen, wenn er etwas hat, und dann ruhen, so lang es ihm gefällt. Plagt ihn endlich die Langeweile, so wird er zur Veränderung entweder einen Spaziergang machen, oder den Ball schlagen, oder Pöffen treiben, bis er wieder müde wird. Wahre Arbeit schiebt er entweder auf Andre, oder vermeidet sie so lange er kann; und behilft sich, bei fauler Gemächlichkeit

lichkeit, lieber mit schlechterer Kost, Wohnung und Kleidung, als daß er sich durch Anwendung seiner Kräfte etwas Besseres verschaffen sollte. Seine wirkliche Arbeiten erheben sich nicht viel über die Arbeiten des Thiers, und bestehen meistens nur in der Jagd, um zu essen, und in blutdürstiger Bekämpfung der Feinde. Dies ist der Stand der Natur, wie er immer gewesen ist, und wie er (mit den Abänderungen, welche das Klima, ic. mit sich bringt) bei vielen Völkern der Erde noch bis auf den heutigen Tag angetroffen wird, sowohl in den kältern Regionen, als auf dem begünstigtern Tahiti.

B. O, meine lieben Orahittier! Sie werden doch zugestehn, daß diese wirklich glücklich sind?

A. Nach dem Bilde, was Sie sich von ihnen zu machen scheinen, ja; aber ich zweifle sehr, daß Sie mit ihrer Glückseligkeit tauschen würden.

B. Das gebe ich zu; denn ich kenne schon viele Geistesgenüsse, die ich nicht aufgeben möchte, um mit den Tahitiern glücklich zu sein. Aber sie, die weder unsre Freuden noch unsre Leiden kennen, entbehren mit jenen nichts, und sind durch diese nicht elend; und daher scheinen sie mir auf ihrer Stufe der Kultur, und bei ihrer Gemächlichkeit in der That die Glücklichen zu sein.

A. Sie scheinen; und wenn es möglich wäre, daß die Menschen auf diesem Grade der
Kul-

Kultur stehn bleiben könnten, und dann für immer abträten: so mögte ich Ihnen zu Gefallen leicht zugeben, daß manche Orahitier (vielleicht auch viele,) aber gewiß nicht alle) in die Klasse der Glücklichen gehörten. Aber wenn die Menschheit, wie nicht zu leugnen steht, zu größern Dingen bestimmt ist: so muß sie diese Stufe einst eben so gewiß überstiegen haben, als der Mann die Periode des sorgenlosen Knaben zurückgelegt haben muß. — Urtheilen wir denn richtig, wenn wir das Loos der Orahitier darum für das bessere halten, weil sie, noch am Anfange der Reise, die Beschwerlichkeiten derselben weniger empfinden als wir, die wir sie freilich schon mehr gefühlt haben, aber auch auf dem Wege zum Ziel schon um so viel weiter gekommen sind?

Auf jenem Wege also würden die Menschen keine grossen Fortschritte zur Weisheit und Tugend machen. Was wird sie aber denn dieser Vollkommenheit näher bringen! Eine bestimmte Richtung ihrer Thätigkeit zu einem festen Zweck! Und was soll diese bestimmte und zweckmäßige Richtung hervorbringen? — O, Freund nichts anders, als die grosse Lehrerin der Menschheit: Die Noth und das Bedürfnis. Versetzen Sie nämlich den Menschen in die grössere Gesellschaft und in tausendfaches Bedürfnis, welches

ches ein eben so vielfacher Sporn für ihn wird: so befindet er sich nun erst auf dem Schauplatz, der seiner würdig ist. Nun erst bekommt der Gebrauch seiner Kraft in seinen Augen einen Werth, den er auf sich selbst überträgt. Nun erst erzeugt sich in ihm ein neues, bis dahin ganz unbekanntes Wirkungsprincip von edlerer und höherer Art, nämlich der Gedanke der Gemeinnützigkeit. Diese erhebt seine Thätigkeit zur Wohlthätigkeit, und veredelt sein ganzes Wesen. In diesem neuen Wirkungskreise bekommt jede Kraft einen Zweck, worfür sie arbeitet; hier findet jedes Talent Gelegenheit sich zu entwickeln; jede Tugend (die häusliche sowohl, als die öffentliche) Anlaß sich zu üben; jede Kunst Aufmunterung sich zu zeigen; hier bekommt der Weise ein weites Feld, durch Mittheilung seiner Weisheit zu erleuchten; und der Tugendhafte einen ausgebreiteten Wirkungskreis, durch Wohlthätigkeit zu nähren. — Und alle diese schönen Früchte gedeihen zwar nur unter der milden Pflege der Vernunft zur Reife: aber den ersten Drang, welcher den Anbau derselben veranlaßte, gab der scharfe Stachel der Noth und des Bedürfnisses. Denn nur der Hunger zwang uns den Acker sorgfältiger zu bauen, und lehrte uns, die Kraft der Muttererde zu einem reichlichen Ertrage zu benutzen; nur der Schaden

den der Unwissenheit, der Vorurtheile und des Aberglaubens ließ uns auf Erforschung der Wahrheit denken. Der unvermuthete Mangel nöthigte uns, Magazine anzulegen; die Armuth veranlaßte Arbeitshäuser und Anstalten zum Verdienst. Gewaltthätigkeiten machten Vorkehrungen zur öffentlichen Sicherheit nöthig; und Streitigkeiten über Mein und Dein veranlaßten Gesetze. Große Unfälle erregten großmüthige Hülfe und Erfindungen gemeinnütziger Gegenanstalten. Kurz, jede Noth; jede Verlegenheit entwickelte in dem Menschen neue Anlagen und neue Hülfsquellen dieselbe zu entfernen; und wir gelangten durch diese Erfahrungen erst zur richtigen Kenntniß unsrer Fähigkeiten, und zu dem wahrhaft großen Gedanken: daß auf der Erde kein Ungemach sei, zu dessen Abhelfung die Menschen nicht hinlängliche Kräfte von Gott hätten, wofern sie dieselben nur gehörig üben und brauchen wollen.

Es ist also in der Welt zwar viel Unangenehmes, Schmerzhaftes, und (nach unsern jetzigen Begriffen) Schädliches: aber nichts absolut Böses: denn alle jene Uebel sind nur eben so viele, obwohl peinliche, Anreizungen zum Nachdenken und zur zweckmäßigen Thätigkeit. Ohne sie würden wir uns nicht sehr über das Thier erheben, und weder
in

in der Weisheit noch Tugend grosse Schritte thun; denn nur sie sind für beide die nöthigen Läuterungsmittel, so wie Gold und Silber: Erz durch Feuer geläutert wird. Sie sind also, als Mittel zu dem Zweck unsrer Vervollkommung, dienlich, nothwendig und gut.

B. Hier, Freund, meine Hand und meinen Dank! Aber da dem so ist, so scheint ja alles in der Welt dergestalt geordnet und zu dem gedachten Zweck so angelegt zu sein, daß eine Minderung der menschlichen Leiden weder möglich noch zu erwarten; ja nicht einmal zu wünschen ist?

A. Nichts weniger! Es gibt ja Grade des Guten, ein Mehr und Weniger. Wenn wir nun das Vermögen haben, uns einen höhern Grad desselben zu verschaffen, werden wir das nicht thun sollen! werden wir mit einem geringern Grade zufrieden sein wollen! Ich will mich erklären. Brodt und reines Wasser sind bessere Nahrungsmittel, als rohe Wurzeln und Trebern; aber werden mir, neben erstern, Gemüse und Fleischspeisen nicht noch lieber sein? — Ein enges und finsternes Haus ist eine bessere Wohnung, als eine dumpfige Höhle; aber werde ich eine geräumige und bequeme Behausung dennoch nicht vorziehen? — Ich bin gegen die Bitterung bekleidet, aber dürstig und unbequem; werde ich eine reinliche und schickliche

E

Klei:

Kleidung nicht lieber haben? — Ich habe einen diebischen Nachbar, welcher in gewissen Fällen doch immer besser ist, als gar keiner; werde ich aber einem ehrlichen Mann nicht lieber zur Seite wohnen? — Wahrlich, wir würden unsern Vortheil schlecht verstehn, wenn wir uns nicht in jeder Art das Bessere zu verschaffen suchten, so fern wir es können; und das können wir (zumal wenn wir unsre Kräfte zweckmässig vereinigen) in einem so grossen Maaß, daß die noch übrigbleibenden Ungemächlichkeiten dagegen fast gänzlich verschwinden. Aber alles kommt darauf an, daß wir ein einziges, zur Beförderung unsrer Erdenglückseligkeit — ich mögte fast sagen — allmächtiges Hülfsmittel richtig gebrauchen: die untrügliche Vernunft. *) Der richtige Gebrauch der Vernunft
ver-

*) Die Vernunft ist das Vermögen, Dinge im Zusammenhange und in richtiger Beziehung auf einander zu deuten. Sie sowohl, als unsre Sinne sind beiderseits (was auch diejenigen, die sie nicht genug kennen, dagegen sagen mögen) untrügllich, wenn wir sie nämlich richtig brauchen. Dies geschieht alsdann, wenn wir aus richtigen Wahrnehmungen nicht mehr folgern, als wirklich daraus folgt. Aber grade hierin verfehln es die meisten Menschen, indem sie aus einzelnen Wahrnehmungen alle
gemeis

verbreitet überall Weisheit, Segen und Freude über die Menschheit; so wie der Nichtgebrauch oder Mißbrauch derselben nichts als Weh für sie zur Folge hat.

Sie sehn also, daß der Mensch nicht ohne Schmerzgefühle zur Weisheit und Tugend ge-

E 2

bil:

gemeine Folgerungen ziehn. Wenn z. B. zwei Menschen schwarze Herzkirichen gegessen und sich darauf wohl befunden haben, so schließt der eine vielleicht daraus: schwarze Herzkirichen sind eine schmackhafte und gesunde Frucht; der andre aber: Früchte, die den genossnen gleich sehn, sind schmackhaft und gesund. Der erste hat seine Vernunft richtig gebraucht, und wird, wenn er nach ihrem Ausspruch handelt, sich nicht anders als wohl dabei befinden; der andre aber hat sie unrichtig gebraucht, und wird, wenn er etwa die tödliche Frucht der Bella Donna findet und sie genießt, diesen unrichtigen Gebrauch seiner Vernunft mit dem Leben bezahlen müssen. — Wie wichtig ist es also, die Vernunft in allen Fällen richtig brauchen zu lernen! Dies Beispiel zeigt zugleich: wie uns die Vernunft belehrt? nämlich nicht anders, als durch Erfahrungen, und durch Schlüsse, die wir daraus ziehen. — Dies war denn auch der Weg, den die ersten Menschen, Gesellschaften und Staaten einschlagen mußten. Bei jedem eintretenden Bedürfnis erariffen sie — das erste das beste — Mittel, was demselben abzuhelfen schien, erfuhren sodann die Folgen der getroffenen Maßregel, und lernten auf diese Art allmählig die Regeln:

bildet werden kann; und daß daher, zu grössern Zwecken, zwar Leiden in der Welt sein müssen: aber grade nicht in dem Uebermaass, worunter bisher so unzählich viele Menschen und Völker geseufzt haben. Erlauben Sie mir nun, in einer historischen Darstellung die Ursachen anzugeben, nach welchen es bisher nicht anders sein konnte; und diese werden uns sodann von selbst auf die Bahn leiten, auf welcher allein die Menschheit — zwar nicht ohne Mühe — aber bei minderm Schmerz und mehrern Freuden dem Ziel ihres Glücks entgegen wandeln kann.

B. Gern; die Sache ist der größten Aufmerksamkeit werth.

A. Der höchste Zweck der Menschheit für dieses Erdenleben ist: Uebung und Ausbildung

genschaften und Wirkungen der Dinge, und die Folgen ihrer Handlungen kennen, sie für ihren Nutzen entweder anwenden oder vermeiden, und also das Zweckmäßige von dem Unzweckmäßigen, das Nützliche von dem Schädlichen, das Bessere von dem Schlechtern unterscheiden. Und daß sie es so anfangen müsten (nämlich die Folgen ihrer Handlungen, und die Wirkungen der Dinge zu beobachten, d. i. prüfen) haben sie auf eben dem Wege, vermuthlich ziemlich früh, und gewiß nicht ohne manche bittere Erfahrung, gelernt!

zung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte zur Bewirkung ihres möglichsten Wohlseins. Hierin besteht die Glückseligkeit, deren das Menschengeschlecht fähig ist; und daß jeder Mensch dazu bestimmte sei, und also auch gleich gegründete Ansprüche darauf habe, sehn wir aus der gemeinschaftlichen Anlage aller: denn jeder trägt das unauslöschliche Verlangen nach Glückseligkeit in seiner Brust; jeder ist von dem Schöpfer mit Fähigkeiten und Kräften begabt, zu derselben zu gelangen: und es bedarf zu dem Ende nur der gehörigen Anlässe und Reizungen, diese Kräfte in Weisheit und Tugend zu üben und zu bilden.

Diese Anlässe aber findet der Mensch weder im ganz einsamen, noch im bedürfnislosen Zustande, sondern allein in dem gesellschaftlichen Zusammenleben mit seines Gleichen, wie ich oben zur Genüge gezeigt habe: und dies ist um so mehr der Fall, je mehr die Einrichtung der Gesellschaft, mit Rücksicht auf ihren Zweck, gemacht ist. Alles kommt also darauf an; wie die Gesellschaft gehörig einzurichten sei, damit der angegebne allgemeine Zweck der Menschheit im möglichsten Grade erreicht werde? — denn alles Wohl und Weh derselben hängt von dieser Einrichtung ab.

Las.

Lassen Sie uns nun kürzlich sehn, wie es um diesen Punkt bisher gestanden hat?

Sobald mehrere Menschen, auch nur in einer Familie, gesellschaftlich mit einander lebten, waren eine gewisse Uebereinkunft, Dienstleistungen, Aufopferungen und eine gleichförmige Handlungsweise nöthig; welches alles nicht ohne Subordination sein kann. Subordination ist also zum Zweck der Gesellschaft nothwendig; und das Verhältniß zwischen Obem und Untergeordneten ist das erste, worin die Mitglieder einer Gesellschaft erscheinen.

So lange diese bloß Familiengesellschaft blieb, hatte die Sache keine Schwierigkeit; der Familienvater war zugleich Oberhaupt, Lehrer, Gesetzgeber und Beschützer derselben. So blieb es auch, nachdem sich seine Kinder in mehrere Familien ausgebreitet hatten: der Altvater war ihr gemeinschaftlicher Regent, dem alle willig ergeben waren und willig gehorchten. Aber nun starb er; und der, schon ziemlich zahlreich gewordne, Menschenhaufe erhielt sich durch Befolgung der altväterlichen Gebräuche und Sitten noch eine ganze Zeitlang in leidlicher Ordnung: doch endlich entstanden Unordnungen und Zwistigkeiten mancherlei Art, welche die Gesellschaft nun erst die Nothwendigkeit eines Oberhauptes fühlen und auf

auf dessen Ersatz denken ließen. Aber wer sollte dies Oberhaupt sein? — Viele, die jetzt erst, da die Sache zur Sprache gekommen war, auf die Ehre, den Gehorsam und die Dienstleistungen aufmerksam wurden, welche man dem verstorbenen Oberhaupte allgemein erwiesen hatte, wünschten der nämlichen Vorzüge zu genießen, und gaben sich zu dem Posten eines Oberhauptes für gleich tüchtig und gleich berechtigt aus; aber es war kein einziger unter ihnen, dem sich alle Mitglieder der Gesellschaft hätten unterwerfen wollen. Hieraus entstand eine Gährung der Gemüther, welche viele Spaltungen verursachte, deren Ausgang von viel größerer Wichtigkeit war, als man damals auch nur ahnen konnte. — Bei den fortwährenden Mishelligkeiten nämlich, worin keiner dem andern weichen wolte, erfahen einige gewandtere Köpfe endlich Zeit und Umstände, entweder Vortheile für sich aus denselben zu ziehn, oder die Ordnung und Ruhe in der Gesellschaft einigermaßen wieder her zu stellen, und redeten die Partheien ohngefähr also an: „Was streitet ihr länger mit einander, und macht euch das Leben sauer? Ihr werdet euch auf diese Art doch nimmermehr vereinigen. Die Gottheit selbst hat uns, im vertrauteren Umgange, dessen sie uns würdigt, ihr

„ihr Misfallen darüber bezeigt, und uns ge-
 „sagt: was ihr zu thun und zu lassen habt,
 „wenn es euch wohl gehn soll. Von ihm ge-
 „lehrt, wissen wir also besser als jemand, was
 „zu eurem Besten dient. Folgt dieser göttlichen
 „Belehrung, so werdet ihr das Land in Frie-
 „den bauen, und uns von den Früchten dessel-
 „ben, für den Segen, den wir über euch brin-
 „gen, mittheilen.“ — „Ja, führen andre fort,
 „indem sie sich jenen muthig an die Seite stell-
 „ten, „und wenn etwa einer dem andern zu nahe
 „treten wolte, so haltet euch an uns, wir ha-
 „ben Muth und Kraft euch zu vertheidigen,
 „und unter unserm Schuß sollt ihr stets sicher
 „sein. Zum Lohn für unsre Mühe verlangen
 „wir nichts, als ein Mäßiges von dem Ertrag
 „eurer Felder und Heerden zu unserm Un-
 „terhalt.“

Diese Anreden gründeten sich bei manchen
 auf wahres Wohlmeinen und Redlichkeit, bei
 mehreren aber hatten sie Eigennuß im Hinterhalt,
 wie sich in der Folge nur zu deutlich zeigte.
 Das merkten indeß die Parteien für jetzt nicht,
 sondern sie wurden vielmehr, des Streitens und
 der Verwirrung müde, durch das Imposante
 dieser Anträge getäuscht; sie hielten sich bei An-
 nehmung derselben der bisherigen Wüthseligkeiten
 und

und Unruhe überhoben; sie glaubten an Sicherheit und Bequemlichkeit zu gewinnen; die Bedingungen schienen ihnen billig; und so ergriffen sie gutwillig die vorgeschlagne Parthie *), ohne zu ahnden, wohin unerfahrene Leichtgläubigkeit auf der einen — und unbeschränkte Selbstsucht auf der andern Seite sie führen würden. — So war denn der Grund zu demjenigen Priester; und Königthum gelegt, dessen Beschaffenheit wir bald näher werden kennen lernen.

Eine Zeit lang ging alles nach Wunsch, und man freute sich der neuen Oberrn, welche ihre Untergebnen glimpflich behandelten; aber bald wurden diese milden Vorgesetzten Herrischer, übermüthig und üppig; einige befahlen willkürlich, begegneten ihren Untergeordneten gebieterisch und verächtlich; andre gaben ihnen Glaubensvorschriften, über welche hinauszugehn bei Strafe

E 5

des

*) Dies ist der fatale Zeitpunkt, der sich in jeder Gesellschaft, früher oder später ereignet. Dies sind die Klippen, welche vor aller Erfahrung zu vermeiden — der Menschheit nicht gegeben ist. Sie stößt daran, und hat oft Jahrtausende an den Wunden zu heilen, die sie dadurch empfängt. — Aber soll es immer so bleiben? Soll sie gänzlich daran scheitern? Oder soll sie nicht vielmehr nach gemachter Erfahrung die schreckliche Gefahr ganz kennen und vermeiden lernen?

des Jorns Gottes verboten war. Dabei mußten sich die Unterjochten in schweren Arbeiten verzehren, und das Beste von dem, was sie erwarben, zum Theil ihren geistlichen Führern opfern, zum Theil aber ihren leiblichen Schutzherrn darbringen; wofür ihnen jene versprachen, für sie zu beten; diese aber, sie huldreich zu regieren. Im Grunde aber schwelgten beide, obgleich es zuweilen einen oder den andern Nothschasnen unter ihnen gab, von dem Schweiß ihrer Unterthanen, (denn so nannten sie die armen Betrognen), sogen ihnen das Mark aus, und kamen endlich auf den vermessnen Bahn: es müsse so sein! — Die Unglücklichen erkanteten allmählig, aber zu spät, daß sie mit ehernen Scepter regiert und mit eisernen Ruthen gezüchtigt würden, und erseufzten tief unter dem Jammer, worunter sie erlagen. Aber ihre Priester *) ließen sie bei diesem Elende auch nicht ohne

*) Unter Priestern werden hier nicht die unschuldigen Personen verstanden, welche mit den Opfersgeschäften zu thun hatten; sondern diejenigen sogenannten Geistlichen, welche von ihrer ursprünglichen Bestimmung abwichen, und in dem bekantten Pfaffengeist, zum großen Schaden der übrigen Menschheit, dachten und handelten. — Diese Priester hängen ihrem theologischen System

ohne Trost. „Das ist nun einmal eurer Sün-
den Schuld, (sagten sie ihnen); denn diese Erde
ist bloß eurer Laster wegen in ein Jammerthal
ver-

stem an, weil es ihrer Herrschucht und ihrem Eigennutz zuträglich ist. Sie bedienen sich desselben, als eines wirksamen Mittels, den grossen Haufen in einem niedergedrückten Sinn und ewiger Geistesunmündigkeit zu erhalten. Sie sind Feinde von allem, was den Geist aufklärt, weil dies — ihrem System und den Absichten, wozu sie es brauchen, gefährlich werden könnte. Sie suchen sich überall Einfluß zu verschaffen, und wissen sich zu dem Ende bei dem gemeinen Mann wichtig, bei den Grossen aber gefürchtet zu machen. Ihr Charakter ist: geistlicher Hochmuth und Unterdrückungsgeist; und die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke sind, da, wo sie keinen Widerstand finden: scheinheilige Religiosität, schleichende Arglist, und, nach Gelegenheit, niedrige Kriecherei; wo sie aber Widerstand antrassen: Meuterei, Gift und Dolch. — Die schädlichste unter allen Arten von Menschen!

Wir Protestanten haben aber keine Priester, sondern Prediger und Volkslehrer, von denen Viele zwar auch eifrige Anhänger des Systems sind; aber entweder aus Gewohnheit, Menschenfurcht, und in redlicher Unwissenheit: oder höchstens um des Brodts willen. Sie sind übrigens
frei

„verwandelt und verflucht. Demüthiget euch un-
 „ter die gewaltige Hand Gottes; leidet die wohl-
 „verdienten Züchtigungen in Geduld, und —
 „glaubet! Im Paradiese wird euch alles reichlich
 „vergolten werden.“ — So lernten die Betrog-
 nen Gott als einen Tyrannen denken und fürch-
 ten, ihre Priester als Unter Götter verehren,
 die Welt als einen Kerker ansehen, ihr Schicksal
 verwünschen, ihr Leben in Furcht vor dem Teufel

keiner bessern Einsicht abhold, wenn nur das Sy-
 stem nicht dadurch gefährdet wird; denn sie mei-
 nen durch Aufrechthaltung desselben im Ernst,
 die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Men-
 schen zu befördern. Man findet Männer unter
 ihnen, auf die man sich vest verlassen kann, weil
 sie es mit Gott und Menschen redlich meinen.

Aber manche von unsern Predigern fassen
 auch die Bestimmung des Menschen, und die Mit-
 tel, welche ihn derselben entgegen führen, richtig
 ins Auge und lassen sich die Beförderung der
 Weisheit und Tugend unter ihren Mitmenschen,
 durch Lehre und Leben, herzlich angelegen sein.
 Ihr forschender Blick scheidet immer mehr das
 Wahre vom Falschen; sie bedienen sich jeder wirk-
 samen Erkenntniß, wo sie sie finden, und nehmen
 aus ihrer Theologie nur das Nutzbare her: die
 kraftlose, todtę Schale des Systems aber lassen sie
 unberührt zur Seite liegen, damit sie vergessen
 und — von den Vorübergehenden zertrü-
 met

fel hinbringen, und es nicht selten verzweiflungsvoll endigen. — Und so wurden dann auch Theodiceen und Gottesvertheidigungen nöthig, um das schreiende unrecht, was man dem bei weitem größsern Theil der Menschheit anthat, einigermaßen, wie mit einem Schleier zu bedecken!

B. Wahr, wahr! Aber warum trat doch die Gottheit nicht dazwischen, diesem Frevel, den man an der Menschheit beging, zu steuern?

A. Das empörte, undogmatische Menschengefühl kann sich freilich dieser Frage nicht erwehren; und wenn irgendwo, so scheint hier eine unmittelbare Dazwischenkunft der Gottheit gerecht und weise zu sein: aber eine dergleichen wunderwolle Einwirkung findet überhaupt nicht bei der göttlichen Weltregierung Statt; nur würde mich eine nähere Erörterung dieses Punkts von meinem jetzigen Zweck abführen. Lassen Sie uns also zu demselben zurückkehren, und sehn, was die weltlichen Regenten *) bei so bewandten Umständen

werde. — Männer, wie diese, gehören zu den nützlichsten und nöthigsten Mitgliedern eines wohl eingerichteten Staats, und unterscheiden sich durch ihre Werke von den Priestern, wie der Tag von der Nacht!

*) Man wird mich nach dem, was ich schon oben gesagt habe, nicht im Verdacht haben, daß ich mich gegen

ständen thaten. Auch diese ließen es an landesväterlicher Vorsorge nicht fehlen. Aus weiser Politik suchten sie ihre Unterthanen sein kurz zu halten, damit ihnen im Uebermuth nicht einmal der Gedanke eines Aufstandes wegen lang erlittener Unterdrückung käme. Sie nahmen ihnen das her, unter sinnreichen Titeln, ihr Geld ab; erschöpften sie durch Frohndienste, oder schickten Tausende, gegen benachbarte Tausende um sich „für die „Ehre ihrer Souveräne und den Glanz ihrer Kronen“, gleich Hyänen und Wölfen, zu morden; oder verkauften sie zu dieser Absicht wie Heerden Schlachthiere; und, küßete einen König etwa das Weib oder das Geld eines Mannes: so schickte er ihm eine seidne Schnur zu, welche dieser ehrfürchtisvoll küßte, und sich — damit erdroßelte; Geld und Weib nahm als:

gen die Regenten auslehnen wolle! Es gehört nur ein mäßiger Grad von Verstand und Weltkenntniß dazu, um sich zu überzeugen, daß eine Gesellschaft schlechterdings nicht ohne Subordination, und also nicht ohne Vorgesetzte, bestehen könne. Regenten sind daher unentbehrlich. Ja, was noch mehr: ich hatte sogar, aus guten Gründen, die monarchische Regierungsform, unter den gehörigen Limitationen (wovon weiter unten) für die beste, die aristokratische aber für die schlechteste unter allen.

alsdann der Landesherr, als ein Produkt seines Landes, zu sich „von Rechtswegen.“

Die Priester ihrer Seits fanden diese Maaßregeln ungemein wirksam und annehmlich; sie befolgten also dieselben überall, wo sie etwas Stoffes ausführen wolten. Denn wolten sie z. B. die Schätze eines Reichthums verzehren, so ließen sie ihm sagen: „Du bist ein Ketzer! Grund genua, ihn — mit oder ohne Pomp — hinzurichten, um „seine Seele zu retten,“ und seine leiblichen Güter dafür in Besitz zu nehmen. Und da ihnen alles daran gelegen war, über den Glauben der Menschen zu disponiren, weil dieser der Schlüssel zu ihren Schätzen war: so war ihnen kein Verbrechen zu schändlich, dessen sie sich nicht im Namen Gottes bedient hätten, den Glauben zu befördern und aufrecht zu erhalten. Sie empörten, ihres Interesse wegen, Familien gegen Familien, Ehegatten untereinander, Kinder gegen ihre Eltern, Untergebne gegen ihre Vorgesetzte; sie traten Könige in den Staub, stifteten Zwietracht in der ganzen Welt, sandten Heere zur Schlachtbank, und brachten hundert Tausende zu einem schmäligten Tode, indem sie sie entweder im Elende verschmachten, oder in dumpfigen Kerker verfaulen, oder lebendig verbrennen, oder mit un-

mensich

menschlicher Freude auf hundert andre Arten zu Tode martern ließen *): alles zur Ehre Gottes und zur Beförderung des allein seligmachenden Glaubens! — Und so fröhnten die Priester, auf Kosten des menschlichen Geschlechts und der menschlichen Natur, jeglichem ihrer Laster, dem Stolz, dem Neide, der Nachsicht, der Wollust, dem Geiz, der Härte, der tückischen Schadenfreude u. u. indem sie diesen Lastern den Mantel des Heiligthums umhingen: und dieser unreine Geist hat sich auf der Erde erhalten bis auf den heutigen Tag.

*) Es ist eben so ungläublich als unmenschlich, was uns die Geschichte in dieser Art erzählt. Hier nur ein paar Beispiele davon. Als im Jahr 1239 in Champagne nicht weniger als hundert und achtzig sogenannte Ketzer, in Gegenwart von 18 Bischöfen, verbrant wurden, nante ein Mönch diesen schauderhaften Ausritt ein Gott angenehmes Brandopfer. (Braunsch. Journ. Dec. 1790. S. 426.) — Und bei den anderweitigen Verfolgungen der Hugenotten wurden dieselben in Gefängnisse geworfen, ihnen ihre Kinn der geraubt, ihnen die Beine am Feuer gebraten und mit heisser Butter begossen, um sie zu zwingen ihre Religion abzuschwören! (Braunsch. Journ. März 1792. S. 356.) — Andrer unzähliger Grausamkeiten nicht zu gedenken, welche die Menschheit nie fürchterlicher erlitten hat, als von christlichen Priestern.

Tag. *) Sehn Sie, theurester Freund, so würden die Menschen an Leib und Seele durch den geistlichen und weltlichen Despotismus gelähmt, und so würde der bei weitem größte Theil derselben seit beinah 6000 Jahren behandelt und unter die Füße getreten, nachdem sie sich einmal des Gebrauchs ihrer Vernunft begeben hat:

- *) Es gibt drei Mittel, dieses schreckliche Uebel zu heben: 1. daß die sämtlichen Geistlichen (wie die Justizbedienten, wo man die Spornel: Uebel abschaffen wollte) dergestalt besoldet werden, daß sie alle Amtsgeschäfte unentgeltlich verrichten müssen, ohne Accidentien dafür zu bekommen. — 2. daß sie schlechterdings keinen Menschen auf irgend eine Art verfolgen oder drücken dürfen, und allen Staatsgesetzen, wie jeder andre Bürger, unterworfen sind; folglich keinen Staat im Staat ausmachen. — Zur Anwendung dieser beiden Mittel müssen die Fürsten mitwirken; und strecken es ohne Zweifel gern thun, sobald sie nur den grossen Nutzen davon gehörig einsehn. — Das dritte Mittel, als das wirksamste von allen, ist für die Fürsten zugleich auch das leichteste von allen; indem nichts weiter dazu erforderlich ist, als daß sie — gar nichts thun; sie dürfen ihm nur nicht entgegen handeln. Ein leichteres Mittel zu einem grossen Zweck giebt es nicht. Und dieses Mittel heist? — Preßfreiheit! Wo frei und ungehindert gedacht und geschrieben wer-

hatten! Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß Priester und schlechte Könige die meisten und schwersten Plagen über die Menschen verhängt haben. Dies gilt hauptsächlich von den Priestern, und unter diesen am meisten von den christlichen. Denn hätten die Menschen mit schlechten Fürsten allein zu thun gehabt, so würden sie mit ihnen — entweder im Guten oder Bösen — fertig geworden sein; und zwar aus einem doppelten Grunde. Denn eines Theils wirkt der leibliche Druck sinnlich auf den Menschen; und es ist ein, dem Menschen gar zu natürliches, Gefühl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, als daß er nicht bald auf diese Maaßregel gerathen sein sollte. Da nun das Volk ungleich mächtiger ist, als seine Könige mit allen ihren Waffen und Bewaffneten: so leuchtet die Folge daraus von selbst ein. Daher liefert die ältere und neuere Geschichte

Bey:

den darf, da wird alle, die menschliche Wohlfahrt interessirende, Wahrheit, so lange untersucht, geprüft und geläutert, bis endlich ihr reiner Gehalt herausgebracht wird. Und hiermit verträgt sich das Priestertum und der Priestergeist nicht; denn beide werden ans Licht gezogen, als Truggestalten erkannt, gehaßt, verachtet, und flüchten sich in das Reich der Finsterniß, wo sie allein ihr Wesen treiben können.

Beispiele genug von Völkern, die ihre Könige und Tyrannen, so viel ihrer, und so mächtig sie auch immer sein mogten, — wenn sie's zu arg machten — ohne Umstände vertrieben, und das königliche Andenken vertilgten. Aber, (beachten Sie doch diesen Umstand!) es gibt kein Volk, das seine Priester vertrieben und das Priesterthum *) bei sich ausgerottet hätte.

Andern theils aber ist das Interesse der Regenten auch mit dem Interesse des Volks vereinbar; und es steht für beide Theile am besten, wenn es wirklich vereint ist. Daher würden Weise, welche dies einsahen, eine solche Vereinigung der Könige mit ihren Völkern längst zu Stande gebracht haben, wenn sie nicht — in den Wirkungen des Priestergeistes auf Hohe und Niedere, unüberwindliche Hindernisse vorgefunden hätten. Diese aber hatten sich, als Inhaber der vorgeblich göttlichen Offenbarungen, eine ganz besondre Macht über die Menschen angemacht, welche selbst über die Macht

§ 2

der

*) Ich verstehe unter Priesterthum — nicht die wohlthätige Religion, sondern die Tyrannei, welche die Priester jederzeit über den Geist, und nur zu oft und zu lange auch über den Leib und das äussere Glück des Menschen, ausgeübt haben, und an vielen Orten noch ausüben.

der Könige ging: nämlich die Macht über die Meinungen der Menschen; die Macht, ihnen ihre Sünden zu vergeben; die Macht, ihnen entweder den Himmel zuzusichern oder sie in die Hölle zu verweisen. — So wichtiger Instrumente bedienten sie sich schlaun, ihren Einfluß und ihre Vortheile möglichst weit auszudehnen. Zu dem Ende bestimten sie die Meinungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, z. B. über ihr morales Glück, über Gewissen, über Seeligkeit jenseit des Grabes, und über die Art der Erwerbung derselben.

Sie lehrten die Laien (wozu die Könige eben so gut, als das gemeine Volk, gehörten) über diese Gegenstände nur das, und nur so viel — nicht denken, sondern nur wissen und glauben, als ihrem eignen Interesse gemäß war. Und diese Lehre, in ein System geformt, war der Talisman, wodurch sie die Menschen von je her beherrschten und mißbrauchten, wie sie wolten.

Um dies desto sicherer zu können, befolgten sie folgenden Plan:

- I. brachten sie die Menschen, unter dem Prätext einer unmittelbaren Offenbahrung, um den Gebrauch ihrer Vernunft bei den wichtigsten Gegenständen indem sie ihnen dieselbe als betrügg:

betrüglich und gefährlich vorstellten, und sie — diesen Ausfluß des göttlichen Geistes — verachten lehrten.

2. verrückten sie den eigentlichen Zweck des Lebens, und schoben demselben einen ganz falschen unter, indem sie ihn nicht in der Beförderung des möglichsten Erdenglücks setzten, sondern in dem Glauben an das Priestertum, welches sie Religion und Gottesdienst nannten.
3. Sie waren von je her einer auf richtige Principien gegründeten Staatseinrichtung im Wege. Denn sie sahen zu wohl, daß bei einer solchen auch sie selbst hätten Staatsbürger und Diener des Staats werden müssen; das wolten sie aber nicht, sondern sie wolten lieber eine besondere Klasse von Wesen, bloß Diener Gottes sein und bleiben, weil sie hiebei mehr ihre Rechnung für ihren Stolz und ihre Habsucht fanden. Sie verhinderten also, so viel an ihnen war, eine wahre Vereinigung der Fürsten mit den Staatsbürgern, und unterhielten absichtlich eine beständige Entfernung zwischen ihnen, um beide — sich dienstbar zu erhalten, und beider Kräfte, nach Gelegenheit, gegeneinander zu brauchen! So über-

redeten sie z. B. schlechte Könige, daß sie gut regierten; *) und vergaben ihnen ihre politischen und moralischen Sünden und Laster: und dafür begnadigten die Könige sie dank:

*) Unter 1000 Beispielen erinnere ich hier nur an Karl — den sogenannten grossen —, den die Priester lenkten, und unter dessen kriegerischer Regierung einige Millionen Menschen umgekommen sind; — an die verwüstenden Kreuzzüge, unter der Direktion der Priester; — an Philipp II., und dessen blutdürstigen Verheerungen in den Niederlanden; — an die Pariser Bluthochzeit; — an Ferdinand den II. und die Gräueltathen des 30jährigen Krieges; — an Ludwig 14., von dem ich nicht umhin kann, folgende merkwürdige Anekdoten anzuführen: Sein grosses, schönes Reich war unter seiner verschwenderischen Regierung bergestalt herunter gekommen, daß er die Untertanen mit schrecklichen Auflagen hatte belegen müssen; und jetzt (1710) zwang ihn die Noth, diese noch sehr ansehnlich zu erhöhen. Man schlug ihm den Zehnten vor; er entsetzte sich davor, und ausser dem Mitleiden marterte ihn auch der Gewissensscrupel, so einem jeden das Seinige zu nehmen. Er litt mehrere Tage ausserordentlich hierüber; endlich entdeckte er sich seinem Beichtvater, P. Le Tellier, welcher sich einige Tage Bedenkzeit ausbat, und dann mit einem Gutachten der geschicktesten Doktoren der Sorbonne zu ihm kam, worin ausdrücklich entschieden war: daß alles Haab und

danfbar mit Gold und Ländereien! — Wolte das Volk feinen elenden Zustand, durch kühnere Schritte gegen ihre Fürften, verbeßern: fo hielten fie daffelbe, als deffen Gewiffensrätthe, durch die Vorftellung im Zaum: daß fie als Rebellen gegen die Ordnung Gottes würden erfunden werden, welche der Himmel mit den ausgefuchtesten Strafen heimfuchen müßte, wofern fie fich nicht gleich fügten. — Wolten bessere Fürften Vorkehrungen treffen, ihre Untertbanen zu bessere und glücklichere Menschen zu bilden, und ihren Zustand zu veredeln, fo gaben fie ihnen zu bedenken: daß dies zuletzt wohl zu Revolten

§ 4

füh:

und Gut aller feiner Untertbanen ihm eigen angehöre; und daß, wenn er Alles nehme, nur immer sein Eigenthum nehme. — Und diese Entscheidung erleichterte ihn, befreite ihn von allen Scrupeln, und gab ihm seine vorige Gemüthsruhe und Zufriedenheit völlig wieder! (Berlin. Monatschr. Jun. 1791. S. 559 2c.) Was denken die Leser von menschlichem Gefühl zu dieser Erzählung? — Wenn werden doch die Könige und Völker einsehen, daß sie den Priestergeist, welcher Einer Klasse von Menschen ein so verderbliches Ueberge- wicht über alle übrige gibt, von der Erde vertilgen müssen, wenn es dem Menschen so gut werden soll, als es ihm werden kann!

führen könne, wenn das Volk klüger würde und sich fühlte. — Wütete dies nicht, so stellten sie dem Volk dergleichen Neuerungen als eine schädliche Aufklärung vor, wobei zuletzt gewiß die Religion in Gefahr gerathen würde. — Und (denn wie konnte es anders seyn?) nur selten verfehlten diese Insinuationen ihren Zweck! —

So misbrauchten also die Priester auf der einen Seite die Könige, um von ihnen zu ziehen; auf der andern aber das Volk, um mit der Macht desselben die Könige zu schrecken, — und legten dadurch, wie gesagt, einer die Menschheit beglückenden Staatsverfassung die größten Schwierigkeiten in den Weg. Der Priestergeist also hat das meiste Elend über die Menschheit gebracht, und das Gute am hartnäckigsten aufgehalten; und hieran ist nichts anders Schuld, als — die Idee einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung.

B. Einer . . . ? — Ich getraue es mir kaum nachzusprechen.

A. Ja, Freund; einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung. Denn diese ist es, woraus der Priestergeist unmittelbar entsprossen ist; sie ist das wahre Palladium, wodurch die Priester ihre angemessene göttliche Autorität schirmen; und sie ist

es,

es, wodurch der menschliche Geist ewig nieder gehalten wird, wenn er sich nicht in seiner eignen Kraft ermannet, das Richtige einer unmittelbaren Offenbarung zeigt, und den Menschen die Kappe von den Augen zieht, womit man sie zur Finsterniß verhüllt hat! Diese Idee, von den Priestern gebraucht, gleicht einem flammenden zweischneidigen Schwerdt in der nervigten Faust eines übermüthigen Frevlers. — Doch nein; der Priestergeist ist mit nichts zu vergleichen; er ist einzig in seiner Art. *) Denn gegen

§ 5

alle

*) Es ist höchst merkwürdig, daß sich dieser Priestergeist zu allen Zeiten und unter allen Völkern auf gleiche Art ausgezeichnet hat. Diese Bemerkung leidet keine Ausnahme; denn wir finden sie unter ältern und neuern Völkern, unter wilden und kultivirten, unter beschnittenen und unbeschnittenen, bestätigt. — Alle andre Klassen und Stände der Menschen zeigen unter den verschiedenen Nationen und Himmelsstrichen grosse Verschiedenheiten. Der Soldat z. B. ist hier tapfer, dort feig; hier männlich stark, dort weichlich; hier menschlich, dort wild und grausam, &c. Nur die Priester zeigen sich überall gleich, und handeln nach demselben Geist, auch ohne sich dazu verabredet zu haben. — Woher diese so seltsame Uebereinstimmung? — Antwort: aus dem, allen Priestern gemeinschaftlichen, Vorgehen

ben

alle Arten von Unrecht und Gewaltthätigkeit stämmt sich der Mensch zuletzt mit seiner Kraft, und wirkt ihr entgegen; aber der Priestergeist beraubt sie dieses letzten Ressorts, indem er seine Operationen damit anfängt, daß er ihren Geist durch die Idee einer Offenbarung wie durch eine magische Kraft blendet; — kriechend bücken sich dann die armen Sterblichen in den Staub, und lassen, leidend und seufzend, die übermüthigen Priester über ihre Nacken daher wandeln. So schrecklich straft sich die Vernachlässigung der Verzunft dieses unschätzbaren Gutes und unterschiden

ben einer unmittelbaren Offenbarung! Ich schliesse hieraus:

1. daß diese Idee einerseits zu stark auf die Leidenschaften des herrschsüchtigen Stolzes und Eigennuzes wirkt, und anderseits die Mittel zur Befriedigung derselben zu leicht und zu sicher macht;
2. daß die menschliche Natur, wenn sie nicht sorgfältig ausgebildet worden, zu schwach ist, so starken und gefährlichen Reizungen zu widerstehn! — Dieser Umstand kann selbst den Priestern zu einiger wahren Entschuldigung gereichen; denn die Entschuldigung von einer erwanigen guten Absicht hergenommen, kann nicht Statt finden, weil diese Absicht nie erreicht, sondern statt ihrer unzähliger Jammer über die Menschheit gebracht ist.

denden Vorzug der Menschheit, an den Verächtern desselben! Ist es nun noch zu verwundern, daß des Leidens bisher auf der Erde so viel war? Leuchtet es Ihnen nun ein, daß wir Weisheit und Tugend bisher nicht mit wenigern Schmerz erkaufen konnten, als geschehen ist? — Aber wohl uns, daß seit den Zeiten der Reformation die Sachen, wenigstens in mehreren Gegenden, eine immer mildere Wendung nehmen!

B. Mein Geist ist ganz in Schmerz versenkt, bei dem Gedanken an die Summe des Elends, was die Menschheit einen so langen Zeitraum hindurch so schrecklich gefoltert hat. Aber da der Schöpfer alles für die Ausbildung der Menschen zur Glückseligkeit so herrlich veranstaltet; und ihnen die Vernunft zur sichern Führerin gegeben hatte: so scheint ja dieser Zweck, da die grössere Anzahl der Menschen an 6000 Jahr, dem Ansehn nach unnöthig, gedrückt und geplagt worden ist, fast gänzlich verdrängt gewesen zu sein; wie reimt sich das mit dem Begriff eines weisen und gütigen Gottes?

A. Ich gestehe gern, daß dieser Gedanke mir auch viel zu schaffen gemacht, und meine Beruhigung lange aufgehalten hat; indeß zweifle ich keineswegs, daß sich auch über diesen Punkt, bei

hin

hinlänglichem Nachdenken etwas Befriedigendes sagen läßt: aber er ist eigentlich kein Gegenstand der Theodicee, und gehört also in sofern nicht hieher. *) Denn eine Theodicee hat nur zu zeigen: daß in der Welt nichts absolut Böses sei; und daß die Einrichtung der Welt, so wie sie ist, geschieht sei Weisheit und Tugend zu befördern.

Aber

*) Es dürfte indeß nicht überflüssig sein, dem Leser zu bemerken zu geben: daß es unzählig viele Seiten gibt, von welchen der menschliche Geist ausgebildet werden kann, und daß er z. B. im Leidenden so groß sein kann, als im Handelnden. Von welcher Seite nun Gott die Individuen während ihres Erdenlebens, in welchem Grade, und zu welchem besondern Zweck er sie ausbilden will? davon kann vor keinem menschlichen Richterstuhl die Rede sein. Daß er aber dort für jede menschliche Seele einen solchen Wirkungskreis haben werde, welchen sie mit dem hier erlangten Grade der Ausbildung, ihren Kenntnissen, Erfahrungen, u. ganz ausfüllen kann: dafür bürgt uns die göttliche Weisheit und Güte; und in einer solchen Lage ist alsdann jedem denkenden Wesen wohl. — Dort werden sich also alle Disharmonien, welche uns hier so schmerzhaft erschüttern, (wenn anders ein Gott nach unsern Begriffen ist) in eine Harmonie auflösen, wovon wir jetzt nur eine sehr unvollkommene Vorstellung haben.

Nach:

Aber das Mehr oder Weniger davon, das Früher oder Später, das So oder Anders — sind Dinge, welche nur die Gottheit durchschauen kann, und die uns um so weniger beunruhigen dürfen, je mehr wir dem Menschenelende abhelfen können, sobald wir durch richtige Anwendung unsrer Kräfte ernstlich wollen.

Doch lassen Sie uns von jenen traurigen Scenen unsern Blick auf immer wegwenden, und ihn in die Gegenden richten, wo sich uns angenehmere Aussichten eröffnen. Lassen Sie uns nämlich sehen, wie die Vernunft ihre Verehrer zur Glückseligkeit führt.

Es hat immer einzelne Menschen gegeben, die auf die leise Stimme der Vernunft achteten, ihrer Belehrung nachdachten, ihren göttlichen Ursprung und ihre hohe Würde anerkannten; die bei ihrem Thun und Lassen auf die Wirkungen der Dinge und Handlungen merkten, sich daraus Regeln abzogen, und diese zur Richtschnur ihres Lebens machten. Dies war der Weg, den sie

Nachdem ich dies schon geschrieben hatte, bekam ich zu meiner Freude in Wahrdes Ausführung des Plans und Zwecks Jesu, 6ter Band, S. 625. Die Abhandlung: Ein Roman zu lesen, welche ganz hieher gehört; und es wird keinen Menschenbeobachter gereuen, dieselbe nachzulesen.

sie einschlugen; und da sie sich wohl dabei befanden: so verbreiteten sie diesen Geist in ihren Familien; aus diesen ging er wieder in andre Familien über, und so wandelten zu allen Zeiten, theils einzelne Personen, theils ganze Familien an der Hand der Vernunft auf dem Wege zur Glückseligkeit einher. Dabei war es unwidersprechlich klar, daß alle diese eines sichtbaren Grades von Frohsein genossen, und zwar um desto mehr, je genauer sie die Vorschriften der Vernunft befolgten. Zwar hatten auch sie ihre Mühen des Lebens; aber einer jeden war zugleich eine Linderung beigegeben, welche jene andern fast nur dem Namen nach kanten. Sie mußten z. B. arbeiten; aber der Lohn ihrer Arbeit war sicheres Auskommen und ein guter Muth. Sie fühlten die Ermüdung nach Anstrengung; aber ihnen winkte auch eine ungestörte Ruhe. Ihre Felder litten von Dürre und Hagelschlag; ihr Heerden starben: aber ihr wohlgeordneter Fleiß und die Hilfe redlicher Freunde stellten den Verlust wieder her. Sie wurden krank; allein dies geschah feltner, und sie genasen leichter, weil sie mäßig lebten, und einer theilnehmenden Pflege genossen. Sie litten bei dem Verlust eines geliebten Kindes, eines tugendhaften Freundes; aber sie freuten sich, einen solchen gehabt zu haben, und
beru:

beruhigten sich in dem Gedanken, daß eine tugendhafte Seele auch nach ihrem Abschiede von der Erde nicht unglücklich sein könne. — Diese und ähnliche Leiden waren von ihnen als Menschen zwar unzertrennlich; aber das Hülfsmittel lag ihnen schon immer zur Seite. Wichtiger waren hingegen diejenigen Unfälle, die ihnen von andern Menschen zugesügt wurden, welche mit ihnen nicht gleiche Grundsätze befolgten. Sie wurden z. B. beleidigt, und konnten nicht immer Schutz finden. Sie wurden betrogen, und erhielten keinen Ersatz. Man verläumdete sie, und kein Gesetz kam der Rettung ihrer Ehre zu Statte. Man that ihnen Unrecht, und keine Anstalt begünstigte sie, ihr Recht zu behaupten. Kurz, sie genossen des tugendhaften Familienglücks, aber der gesellschaftlichen Vortheile mußten sie größtentheils entbehren.

Indeß konnte es nicht fehlen, daß der sichtbar glücklichere Zustand solcher Familien nicht Aufmerksamkeit erregt hätte. In den kleinen Staaten beachtete man dies eher, als in den grossen. Die Wünsche, daß es doch in allen Familien eben so sein mögte, wurden lauter und immer lauter, bis sie endlich zu dem Ohr der Regenten durchdrangen. Unter diesen gab es von Zeit zu Zeit einige, die sich von dem allgemeinem Regenten-

geist

geist dadurch unterschieden, daß sie jenen Wunsch nicht nur an und für sich billig, sondern auch dem eigentlichen Zweck der menschlichen Gesellschaft angemessen fanden. — Ein sehr vernünftiges Urtheil! Und da die Vernunft diejenigen, welche ihr Gehör geben, sogleich auf der That mit neuen Einsichten belohnt, so fanden diese Regenten bald: daß die Erfüllung dieses Wunsches auch zugleich ihren eignen Vortheil befördere; und so entschlossen sie sich auf der Stelle ihn in Wirklichkeit zu setzen.

Sehn Sie, Freund, daher finden wir verschiedene kleinere Staaten, deren Regenten es sich, mit mehr oder weniger Ernst, haben angelegen sein lassen, die Familienglückseligkeit in ihren Grenzen dadurch allgemein zu machen, daß sie derselben die wichtigen Vortheile der gesellschaftlichen Verbindung beifügten. So sorgten sie z. B. für eine gute Organisation des Ganzen, für gute Gesetze, für Sicherheit des Eigenthums und des guten Namens; für Nahrungsgewerbe, und Arbeitsanstalten zum Behuf der Verdienstlosen; für gemeinschaftliche Hülfsanstalten bei außerordentlichen Unfällen; für Magazine bei eintretenden Miswachs; für schnelle Handhabung der Gerechtigkeit. Sie erließen ihren Staatsbürgern die übermäßigen Abgaben, und verlangten nicht mehr

mehr von ihnen, als die Staatsbedürfnisse erforderten; sie trafen Anstalten, daß der Reiche den Armen, der Vornehme den Geringeren nicht untertreten konnte, und daß die Priester niemanden, der Ehre Gottes wegen, weder verfolgen noch drücken durften: und die Weisern von ihnen sorgten daneben noch ganz vorzüglich, daß die sämtlichen Einwohner ihrer Staaten mögten denken lernen, weil sie einsahen, daß das ganze Erdenglück der Menschen auf der Befolgung der Vernunft beruhe; — ein Mensch aber der Vernunft nicht folgen könne, wofern er nicht denkt, und also auch die Belehrung der Vernunft über seine Pflichten und seinen wahren Vortheil nicht einsieht. — Zwar fanden sich auch in diesen Staaten noch mancherlei Mängel und Thorheiten, welche durch die Irthümer und fehlerhafte Neigungen der Individuen veranlaßt wurden. Aber theils waren ihrer vergleichungsweise doch nur wenige, theils waren ihre nachtheilige Wirkungen unbedeutend, weil sie in der allgemeineren Denkungsart und Staatseinrichtung überall ihren Damm fanden, woran sie sich brachen. Der Faule z. B. wurde zur Arbeit gezwungen; den Verschwender ließ man nicht so lange verschwenden, bis seine Fa-

milie veracinte; der Zankfüchtige wurde gemie-
 den; der Spötter fand kein Gehör; der Heuch-
 ler, selbst der geistliche, wurde verächtlich, weil
 man ihn nicht mehr fürchten durfte, &c. Und
 daher kam es, daß die Summe der physischen
 und moralischen Leiden gegen die der andern
 Staaten, wo die Vernunft nicht thrente, kaum
 wie ein Tropfen gegen einen Eimer Wasser war;
 denn es ist denen, die es nicht versucht haben,
 ungläublich, was mit dem Menschen auszurich-
 ten ist, wenn er denkt und über seinen wahr-
 ren Vortheil richtig belehrt ist!! — Hier
 zu kam nun noch, daß diese so behandelten
 Menschen die Welt in ihrer ganzen Einrichtung,
 sich selbst, ihre Kräfte, und ihre Bestimmung,
 aus einem ganz andern Gesichtspunkt ansehen
 lernten, als sie vormals gelehrt waren. Sie
 sahen, daß die Welt kein Jammerthal sei; sie
 überzeugten sich, daß sie selbst keine gebohrne
 Böfewichter wären; sie bemerkten, daß Arbeit
 und vernünftig geordnete Thätigkeit die Mittel
 wären, ihre Kräfte glücklich zu entwickeln, und
 sie von Stufe zu Stufe in der Weisheit und
 Tugend zu üben; sie bewunderten diese so zweck-
 mässig in einandergreifende Einrichtung der Na-
 tur; sie schmeckten und sahen in dem mannigfalti-
 gen Genuß des physischen und moralischen
 Guten,

Guten, wie freundlich der Weltſchöpfer ſei; ſie gewöhnten ſich, ſtatt ihn ſklaviſch zu fürchten, ihn als ihren allbarmherzigen Vater zu lieben; ſie fühlten über dies alles einen unmenbaren Frieden in ihrer Seele, und lernten mit den Einrichtungen Gottes — ſelbſt unter Schmerzen — zufrieden ſein.

Kennen Sie nicht Staaten, mein Freund, wo es entweder ſchon wirklich (wenigſtens in vielen Stücken) ſo iſt, oder doch ſichtbar ſo wird? — Sie ſehn alſo, daß und wie die Menſchheit bei minderm Leiden zu ihrem Ziel, nämlich: menſchlicher Wohlfahrt! gelangen kann; ob dies geſchehn wird? läßt ſich mir dann erſt mit einiger Gewiſſheit ſagen, wenn in den Staatsverfaſſungen noch ein Schritt geſchieht, der in der alten Welt biſher noch in keiner einzigen, in der neuen aber erſt in Einer entſcheidend geſchehn iſt, und endlich doch in allen geſchehn muß, weil zuletzt von ihm allein alles dauerhafte Wohl und Weh der Menſchen abhängt.

B. Und dieſer Schritt iſt?

A. Ich will ſeiner hernach erwähnen, um mich hier nicht zu unterbrechen.

Die Einwohner Deſpotiſcher Staaten konnten endlich ihr tauſendfaches Elend nicht mehr ertra-

gen; sie hoben ihre Häupter auf, und sahen den Wohlstand, die Ruhe, und den Lebensgenuß ihrer mit milder Vernunft regierten, Nachbarn. Da kam ihnen plötzlich der Gedanke: wir sind ja auch Menschen; soll es uns nicht wohl sein, wie andern? Wir sind ja Tausende; sollen wir denn Einen mästen, und selbst im Elende verschmachten? Wir sind ja Millionen; sollen wir denn für eine Heerde Müßiggänger arbeiten, die uns am Seile des Wahnglaubens in der Irre führen? — Sie thaten Vorstellungen, dringende Vorstellungen; aber da man statt sie zu hören und ihr Elend zu mildern, die Kette, worin sie geschmiedet waren, nur noch schärfer zusammenzog: so bemächtigte sich ihrer aller ein Schmerzgefühl; sie rasten sich auf, und zerbrachen in dem nämlichen Augenblick die Sklavenkette mit einem Sturm, wovon ihre Unterdrückten erbebten. Und jetzt ringen sie mit ihrer eignen Kraft, sich eine Verfassung zu schaffen, die sie, unter dem Vorsitz der Vernunft, auf dem Wege des Rechts und der Pflicht, zum Ziel führe. — Andre Staaten sehen und lernen, und veranstalten durch gelindere Mittel freiwillig, was dort das Uebergewicht der Kraft und der Verzeihsung erpreßte. Und seit der Zeit wird es immer mehr Volks- und Regentengedanke: daß allein das Regi-
ment

ment der Vernunft die Menschen zum Genuß des höchsten Erdenglücks führe; Der Despotismus aber (der geistliche vornämlich, und dann auch der weltliche) sie in das allertiefste Elend versenke! Die erste und größte der Wahrheiten! Die erst am Ende dieses merkwürdigsten aller Jahrhunderte ans Licht des Publikums gebracht ist, und welche die Menschheit durch sechstausendjährige Leiden zu theuer erkauft hat, als daß sie dieselbe je wieder vergessen könnte.

Nach allem bisher Gesagten muß also der erste und höchste Grundsatz eines Staats, welcher die möglichste Beförderung der Wohlfahrt seiner Einwohner zum Zweck hat, dieser sein: daß die Vernunft jederzeit über Willkür und Macht gehn solle, statt daß es so lange umgekehrt gewesen ist. Aus diesem höchsten Princip fließen unmittelbar folgende zwei Sätze: 1. daß in Ansehung der Religion schlechterdings keine positive Glaubensvorschriften Statt finden dürfen; und 2. daß in der Staatseinrichtung keine willkürliche Anordnungen obwalten, sondern sämtlich aus dem Zweck der menschlichen Gesellschaft hergeleitet, und von der Vernunft als zweckmäßig anerkannt werden müssen.

B. Nun ich dünkte, dergleichen Staaten, wo man diese Maximen befolgte, hätte es schon lange gegeben, und gäbe es besonders jetzt, wie Sie selbst vorher bemerkt haben.

A. Ganz recht; es gibt dergleichen, wo man grossentheils auf diese Art verfährt. Aber es ist nicht genug, daß einzelne Fürsten jenen höchsten Grundsatz befolgen; sondern er muß auch, wenn die Wohlfahrt der Menschheit gesichert sein soll, von den Regenten und den Staatsbürgern öffentlich anerkannt, von beyden Seiten als unverleßlich und ewig geltend festgesetzt werden, und so das Tertium sein, was beide Theile zu einem Zweck unzertrennlich miteinander verbindet. — Und dies ist eben der Schritt, der, ich wiederhole es, so lange die Welt steht, bis auf unsre Zeiten nur erst in Einem Staate geschehen ist, aber in allen geschehn muß, wenn es anders mit der immer vorgegebnen Wohlfahrt der Staatsbürger ein Ernst ist. Denn sonst mag zwar ein König nach dem erwähnten Grundsatz handeln, seinen Staat dadurch blühend mächtig, reich und geachtet machen, und die Einwohner desselben jedes Glück der gesellschaftlichen Menschenverbindung genießen lassen: aber gesichert ist dieses Glück nicht; denn nicht selten geht es mit seinem

nem Uebeher zu Grabe, und läßt die Verwaisten unter einer andern Nothierung nur zu schmerzhaft empfinden, was sie gehabt und — verloren haben!

B. Ach daß Sie weniger wahr redeten! — Aber wie soll nun der groſſe Schritt geſchehn? Sollen ihn die Könige thun? oder die Staatsbürger erzwingen?

A. Das Erste war bis 1790 unſrer Zeitrechnung nicht üblich; und das Zweite iſt höchſt gefährlich, *) und kann nur dann erſt weniger bedenklich werden, wenn ſich erſt einige Staaten auf dieſem Wege eine wirklich beglückende Verfaſ-

*) Welch ein warnendes Beiſpiel gibt jezo das zerſüttete Frankreich! Wohin kann es doch mit dem Menſchen kommen, wenn er erſt durch Elend ſo weit gebracht iſt, daß er den heilsamen Damm der Geſetze und Ordnung verzweiſelnd durchbricht, und ſich dann der Wuth der Leidenschaften, der Wildheit, der Rachſucht, der Argliſt und der Ungezähmtheit jeder Art, überläßt! — Sollte der Anblick dieſer Greuelſcenen nicht jeden Gewalthaber, auch den undenkendſten, ſorgloſeſten und unthätigſten, aufſchrecken, und ihn bewegen: Alles zu thun, um die Gebrechen einer fehlerhaften Verwaltung bei Zeiten zu entdecken und zu heilen, ehe ihre Folgen ein ſo entſetzliches Unglück verurſachen?

fassung geschaffen haben, die dann andre für sich zur Norm nehmen können. —

Daß der Menschheit auf diesem Wege ein besseres Schicksal bevorstehe, darf der Menschenfreund hoffen, wenn er auf das Licht und den Geist der Zeit achtet. Unser ausgezeichnetes, (von denen, die in der Theologie und Staatslehre, ihres Vortheils wegen, die Finsterniß mehr lieben als das Licht, mit Unrecht bespötteltes) Jahrhundert ist nämlich im Begriff, zu den vielen Ideen, die es der Masse der Völkerkenntniß einverleibt hat, noch Eine hinzu zu fügen, welche — früh oder spät, aber gewiß — wirken und für die gute Sache entscheidend sein muß. Ich meine die grosse Entdeckung:

Daß jede Gesellschaft, wosfern ihr Schicksal so glücklich sein soll, als es auf der Erde sein kann, es selbst und durch ihre eigne Thätigkeit so gut machen müsse; indem es weder ein Gott noch ein Mensch für sie thut noch thun kann.

B. Und das halten Sie für eine so ganz neue Entdeckung, daß unser scheidendes Jahrhundert sie erst machen soll? Ist sie nicht vielmehr schon so alt, daß sie, wer weiß wie lange, in das Sprichwort übergegangen ist: Ein jeder ist seines Glücks Schmidt? Handeln nicht Familien
fast

fast immer, und Völker wenigstens oft nach dieser Maxime?

A. O, Freund, wie irrt Sie der Anschein! Einzelne haben freilich diese Maxime eingesehen, und auf sich und ihre Familien angewandt; andre haben sie nach gesprochen, ohne ihren Sinn weder zu fassen noch zu befolgen: aber in die Masse der Volkskenntniß, angewandt auf das gesellschaftliche Wohlfeyn, ist sie noch nicht eingedrungen; dieses grosse Ereigniß ist dem folgenden Geschlecht vorbehalten, und wird jetzt durch den so glücklich aufgeregten Forschungsgeist erst vorbereitet. — Erwägen Sie doch, um sich hiervon zu überzeugen, nur Folgendes: So lange ein Volk sich noch erschöpfende Aufsatzen (nicht zum Besten des Staats, sondern zur Verschwendung seines Regenten) geduldig aufsitzen läßt; so lange es sich noch (nicht zur nothgedrungenen Vertheidigung des Vaterlandes, sondern für die angebliche Ehre seines Souverains) still zur Schlachtbank führen läßt: so sind dies untrügliche Kennzeichen, daß es noch nicht eingesehen hat, was zu seinem Frieden dient. — Und so lange ein Volk seufzt: Mögte es doch unserm Herrscher gefallen uns diese und jene Last abzunehmen! Mögte es doch Gott gefallen, uns den edlen Frieden zu schenken: so ist dies ein unmi-

dergleichen Beweis, daß es seine Hülfe und sein Wohlsein — nicht von sich und der Anwendung seiner eignen Kräfte — sondern anders woher erwartet; und dem zu Folge legt es die Hände schüchtern in den Schooß, statt daß es mit Muth und Nachdruck handeln sollte. Ein solches Volk wird sich, die Ungerechtigkeit zwar fühlend, doch immer noch, getäuscht, zum Ziel feindlicher Schaaren hinstellen lassen, und ihren Befehliger um den Frieden als um eine Wohlthat bitten. — Sobald aber ein Volk inne wird, auf der einen Seite: zu welchen Uebeln es falsche Politik und falsche Religion unaußbleiblich verleiten; und auf der andern: daß es sich, durch den zweckmäßigen Gebrauch der Kräfte die es besitzt, selbst glücklich machen müsse, weil dies niemand anders thut; so wird es (nicht im Sturm einer Revolution, die Leidenschaften oder Verzweiflung erzeugten; sondern mit ruhiger, fester Kraft, welche von der Vernunft ihre Richtung und Dauer erhält) der Unterdrückung zurufen: „Du solst hinsfort aufhören!“ und dem ungerechten Kriege, „du solst nicht mehr sein!“ — Und sofort — eher aber auch nicht — werden diese Uebel in ihrem bisherigen Uebermaaß von der Erde verschwinden, und Gerechtigkeit, Friede und Wohlwollen werden die Men:

Menschen, so weit sie dem Licht der Erkenntniß den Zugang verstaten, mit einander verbinden.

Könige und Fürsten haben, nach hergebrachter Sitte, die schöne Gewalt, diese bessere Lage der Menschheit, und den vorhin erwähnten Schritt dazu, allmählig vorzubereiten, und ihn dann, wenn alles reif dazu ist, ohne bedenkliche Erschütterung des Staats zu thun; und man kann sich der Frage nicht enthalten: warum sie, in der Regel, so wenig Gebrauch von diesem köstlichen Vorzuge machen? Aber die Antwort ist leicht: sie sind Menschen; und es finden sich auf ihrer Seite und in ihrer Lage mehr Hindernisse, als man beim ersten Blick wohl glauben sollte; obgleich die Sache dadurch keineswegs unmöglich gemacht wird. Die Könige sind mit so vielen und mannigfaltigen Seilen umwunden, daß sie, Gefesselten gleich, nicht leicht einen solchen Gedanken fassen, und noch weniger leicht ihn ausführen können. Denn erstlich ist die ganze willkürliche Gewalt der Könige, wie das Priestertum, auf Unrecht, Verrug und Uterdrückung gegründet; aber dies einzugestehn, und — noch mehr — zu bessern: dazu gehört ein so grosser und erhabner Sinn, daß diese Besserung von oben herab, nach den bisherigen Erfahrungen, nur selten zu erwarten ist. Zu die-

ser

fer Schroerigkeit gesellen sich Eigennuz, das Einblasen der Reichräter, schlechter Minister und Schmeichler (dieser Insekten, welche die Fürsten als Kanäle mißbrauchen, wodurch sie dem Lande die besten Säfte ausaugen); ferner Verwöhnung, Trägheit, Vergnügungssucht, Ungeschicklichkeit, bei manchen auch böses Gewissen, und bei den meisten ein schlechter Unterricht, welcher ihnen, fast ohne ihre Schuld, die schädlichsten Grundsätze einflößt. So sehn z. B. viele von ihnen den Staat als ein Eigenthum an, welches nur ihretwegen da sei; sie machen eine Gegenparthei von den Staatsbürgern aus, gegen welche sie immer in Positur sind, immer ihre sogenannten Rechte behaupten, oder auch wohl gelegentlich vermehren; sie fürchten, das Volk mögte, über die ihm zustehenden Menschenrechte belehrt, sich dieselben mit Gewalt vindiciren, und sorgen also ängstlich, daß der grosse Haufe ja nicht zu klug werde; sie halten so streng über ihre angemessnen Rechte, daß sie, in vorkommenden Fällen, ihre Unterthanen lieber mit Kanonen niederschiesßen, als sich derselben begeben würden. Sie lauren auf Gelegenheiten, durch Eroberungen ihre Staaten zu vergrößern und ihren — Ruhm! zu vermehren. Sie entschlagen sich ihrer ersten Pflicht: der Sorge für die Wohlfahrt

fahrt des Staats; und der Titel, landesväterliche Vorsorge, den sie oft genug in ihre Edikte setzen lassen, ist am Inhalt gewöhnlich so leer, daß die Leser nur dabei lächeln. —

Dies war von Alters her der gewöhnliche Königssinn, von dem freilich einige zu allen Zeiten eine rühmliche Ausnahme gemacht haben; ja manche fühlten das Zweckwidrige desselben, und das Unrecht, was den Nationen dadurch geschieht, so tief, daß sie lieber nicht Könige sein mogten. Daher hat es Regenten und Regentinnen gegeben, die ihre Kronen freiwillig niederlegten; aber es hat, so lange es Staaten gibt, noch keinen Regenten gegeben, der — Mensch und Mann genug gewesen wäre, seiner Nation zu erklären: „unsre Staatsverfassung beruhte bisher auf einem höchst unsichern und gefährlichen Grunde. Es war, neben den guten Einrichtungen und Gesetzen, die wir von unsern Vorfahren ererbt hatten, der willkürlichen Gewalt noch zu viel Uebergewicht über die Vernunft verstatet! Wie höchst verderblich dies Uebergewicht für den Staat werden könne, lehrt die Geschichte und Erfahrung aller Zeiten: „es sei also von nun an in unserm Staat jede willkürliche Macht der Regierung gänzlich und auf immer niedergelegt! Wir kontrahiren heut aufs Neue die möglichste Wohlfahrt aller Staatsbewohner sei der einzige Zweck, welcher uns gemeinschaftlich verbinde; und die Vernunft allein sei der einzige Prüfstein und der höchste Entscheidungsgrund über alle Mittel,

„„tel, welche wir zur Erreichung jenes Zweckes
 „„veranstalten; und nie sei jemand König in un-
 „„serm Staat, der sich nicht tüchtig gemacht
 „„hat und nicht verdient König zu sein.““

So hat, wie gesagt, sich noch kein Fürst er-
 klärt. Nur der König eines Landes, das bis-
 her — fast nur durch seine Unkultur und schlechte
 Verfassung bekannt war, Stanislaus Au-
 gustus, gab — o selige Folge der Aufklä-
 rung! — im Jahr 1791 der Welt das erste
 Beispiel dieser nie erhörten Gerechtigkeit und
 königlichen Gesinnung! Ich entscheide nicht, ob
 er es noch zu eingeschränkt, oder in der zweck-
 mässigen Ausdehnung gethan hat? auch nicht,
 ob er etwa durch Umstände zu diesem Schritt ge-
 nöthigt worden, oder ob er ihn ganz aus freiem
 Willen, und bloß in der Absicht gethan hat, sei-
 ne untertretne Nation dauerhaft zu beglück-
 ken? Im ersten Fall wäre die Handlung immer
 höchst wohlthätig und preiswürdig; aber im zwei-
 ten ist mir Stanislaus Augustus unter allen Kö-
 nigen der Erde — zwar nicht der allergroßmäch-
 tigste und allerunüberwindlichste — aber der
 erste und beste. *)

Und nun schauen Sie umher, Freund! Fin-
 den Sie nicht, daß mehrere Regenten in Euro-
 pa, und besonders in unserm deutschen Vater-
 lande, so handeln, als wenn sie grade diesen
 nämlichen Schritt im Auge hätten? Ein grosser
 König, die Ehre unsrer Nation, war ihm so
 nah,

*) Der Verfasser schrieb dieß im Anfange des Jahres
 1792.

nah, daß er nur ihn allein noch hätte thun dürfen, um seinen Staat die Wohlfahrt und Festigkeit dauerhaft zu sichern; zu welcher er ihn durch die in den meisten Fällen *) meisterhafte Anwendung seiner überlegenen Vernunft erhoben hatte! Mehrere deutsche Fürsten ahmen ihm rühmlich nach; und sie würden, vom Licht der Vernunft über ihren und ihres Landes vereinigten Vortheil erleuchtet, noch mehr und noch williger thun, wenn sie nicht, theils durch mißverständnen Privatvortheil, theils durch Furcht vor gewissen Verhältnissen u. in dem Lauf schöner Thaten gehindert würden.

Laßt uns, Menschen! Mitbrüder! den guten Königen und den harrenden Völkern, die Sache der Menschheit, was Luther zu seiner Zeit schon einmal gethan hat, dadurch erleichtern, daß wir gegen die Waffen der Finsterniß mit den Waffen des Lichts zu Felde ziehn, als womit jene allein besiegt werden können. Laßt uns den Thron der Vernunft dadurch bauen, daß wir unsre Mitmenschen denken lehren, damit alle sowohl ihre Kräfte, als ihre Rechte und Pflichten kennen und lieben lernen; sodann erst werden Regenten und Staatsbürger Eine Familie werden, die nur Ein Interesse haben

*) Diese Einschränkung soll kein Vorwurf sein! Denn ich zweifle, daß einer von uns, die wir hinterher wohl sehn, wo der große Mann fehlte, in seiner Lage nur so viel — geschweige mehr gethan hätten, als er. Aber es ist hier darum zu thun, wahr zu sein, und keinen Menschen auf Kosten der Wahrheit zu erheben, und wäre es auch Fridrich der große.

haben: der Despotismus aber wird von selbst dahin stürzen, und diejenigen, die ihn hartnäckig unterstützen wolten, nebst allen nicht notwendigen Plagen der Menschheit, unter seinen Ruinen begraben.

Wenn also

1. in der Welt zwar viel Unangenehmes, Schmerzhaftes, und (nach unsern jetzigen Begriffen) Schädliches, -- aber eigentlich nichts schlechtes hin Zweckwidriges, oder absolut Böses, ist; und wenn
2. Dieses Unangenehme und Schmerzhafte, zu unsern Kräften und Anlagen grade in dem Verhältniß steht, daß es was sonst nicht geschehn würde) dieselben weckt, ausbildet, stärkt, und uns durch die rege Anstrengung unsrer Kräfte zur Weisheit und Tugend, als den unerläßlichen Bedingungen des, für unsre Natur berechneten, Glücks verhilft; und wenn wir es dabei noch in unsrer Gewalt haben, durch den gehörigen Gebrauch unsrer Vernunft die Erdenleiden in hohem Grade zu vermindern, die Summe des Angenehmen aber zu vermehren:

so ist die Heiligkeit, Güte und Weisheit Gottes hinlänglich gerechtfertigt; oder vielmehr, sie braucht keiner Rechtfertigung, weil der denkende Frager alsdann nichts mehr zu fragen, sondern nur die weise Einrichtung der Welt, wovon er selbst ein Theil ist, — gerührt und dankbar — zu bewundern hat.

138919

S

AB 138919

FG 3468 ^w



Ueber
Theodicee und Menschenglück.

Ein Gespräch.

Altona,
bey Johann Friederich Hammerich.

1794.